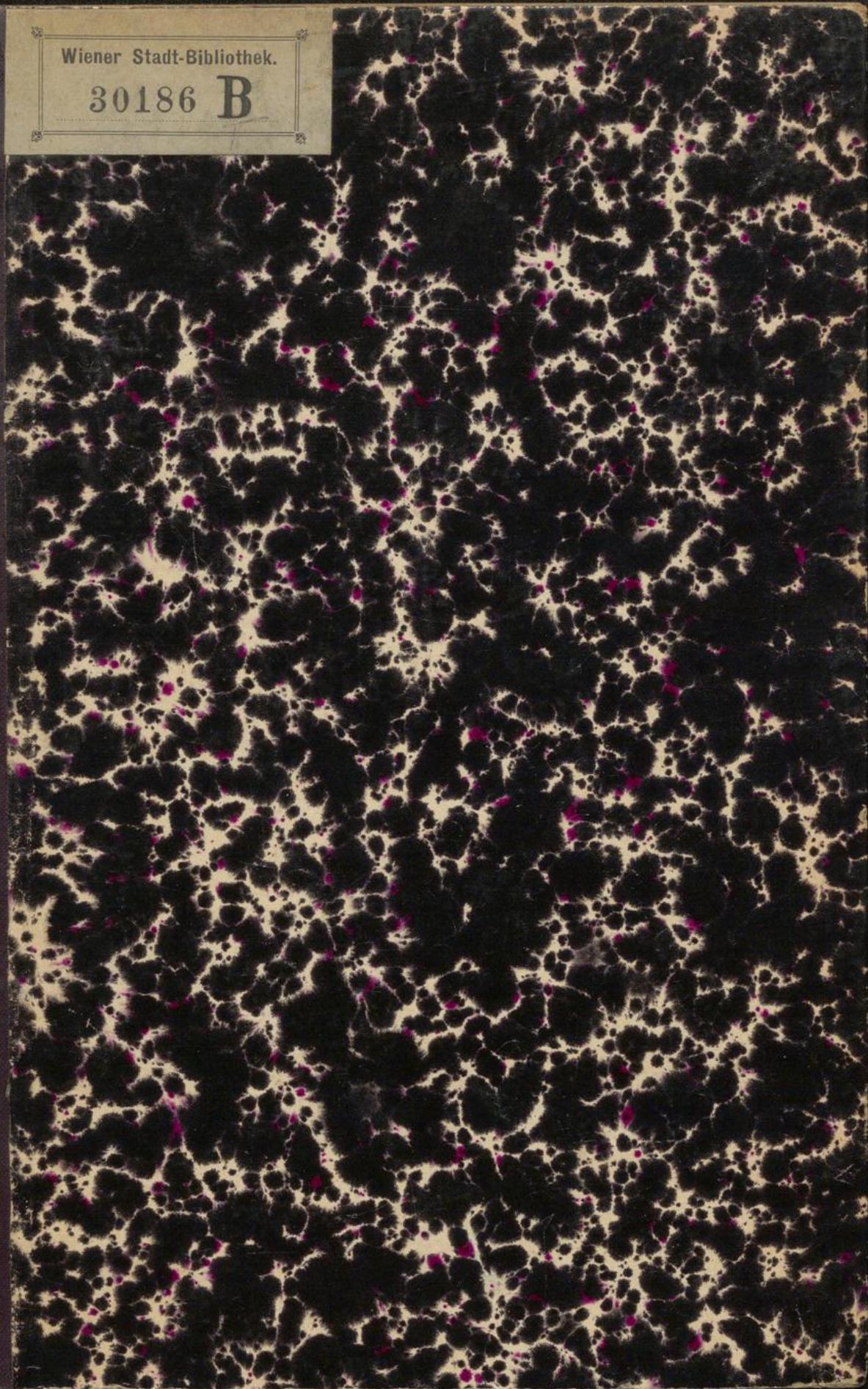
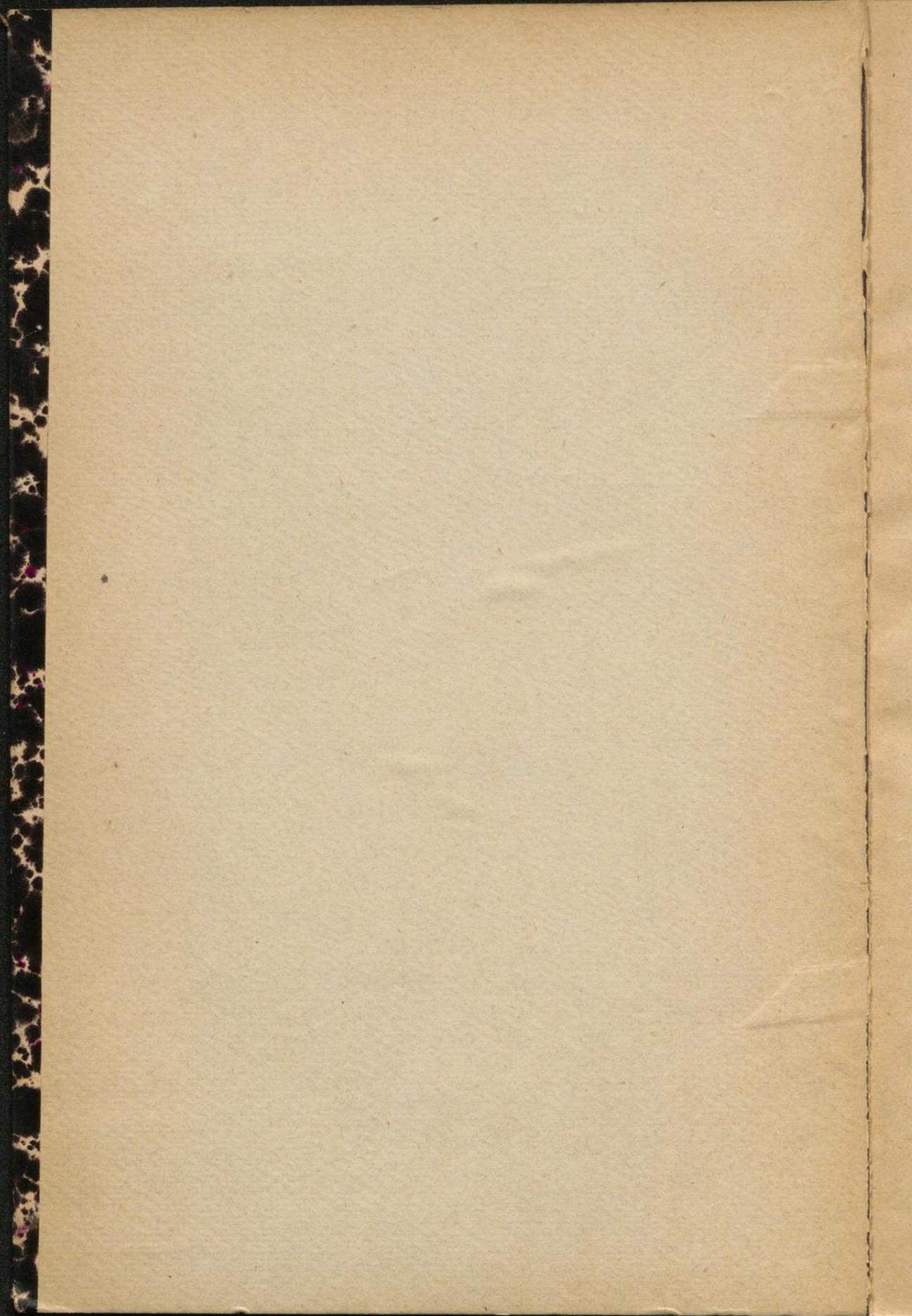


Wiener Stadt-Bibliothek.

30186 B





# AUSTRIA.

Eine Spende

zur

Genesungsfeier Sr. Majestät des Kaisers.

Dem

Wiener Allgemeinen Wohlthätigkeits - Vereine

gewidmet

von Reyhongs.

Zweites Bändchen.

Mit 41 Illustrationen.

„Trage jeder in seinem Wirkungskreise aufrechtig und treu  
zum allgemeinen Wohle des Vaterlandes bei, so wird  
Friede, Segen und Glückseligkeit der Lohn sein.“

W i e n.

Gebruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

1853.

ALSTWA

Einige

Sämmtliche Illustrationen sind aus der „**Oesterr. Illustr. Zeitung und Wiener Fliegende Blätter.**“ Wir machen das geehrte Publikum besonders auf dieß Journal mit dem Bemerkten aufmerksam, daß die Ausstattung und der gediegene Text zu den splendidesten und anziehendsten gehören, welche hier jemals erschienen. Besonders ist für den Vaterlandsfreund eine reiche Aehrenlese darin geboten, und alles Wichtige und Tüchtige was die Zeit bewegt, findet darin gründliche Besprechung. Familien, welche dieß Journal halten, haben binnen kurzer Zeit die Porträts aller hervorragenden Persönlichkeiten und die Abbildungen der schönsten Gegenden des Vaterlandes. Die beigegebenen **Fliegenden Blätter** aber nöthigen auch den Ernstesten ein Lächeln ab. Der vierteljährige Pränumerationspreis beträgt 2 fl.; der jährliche 7 fl.

Verlagsanstalt



Verlegt bei der k. k. Hof- und Staatsdruckerei

1851

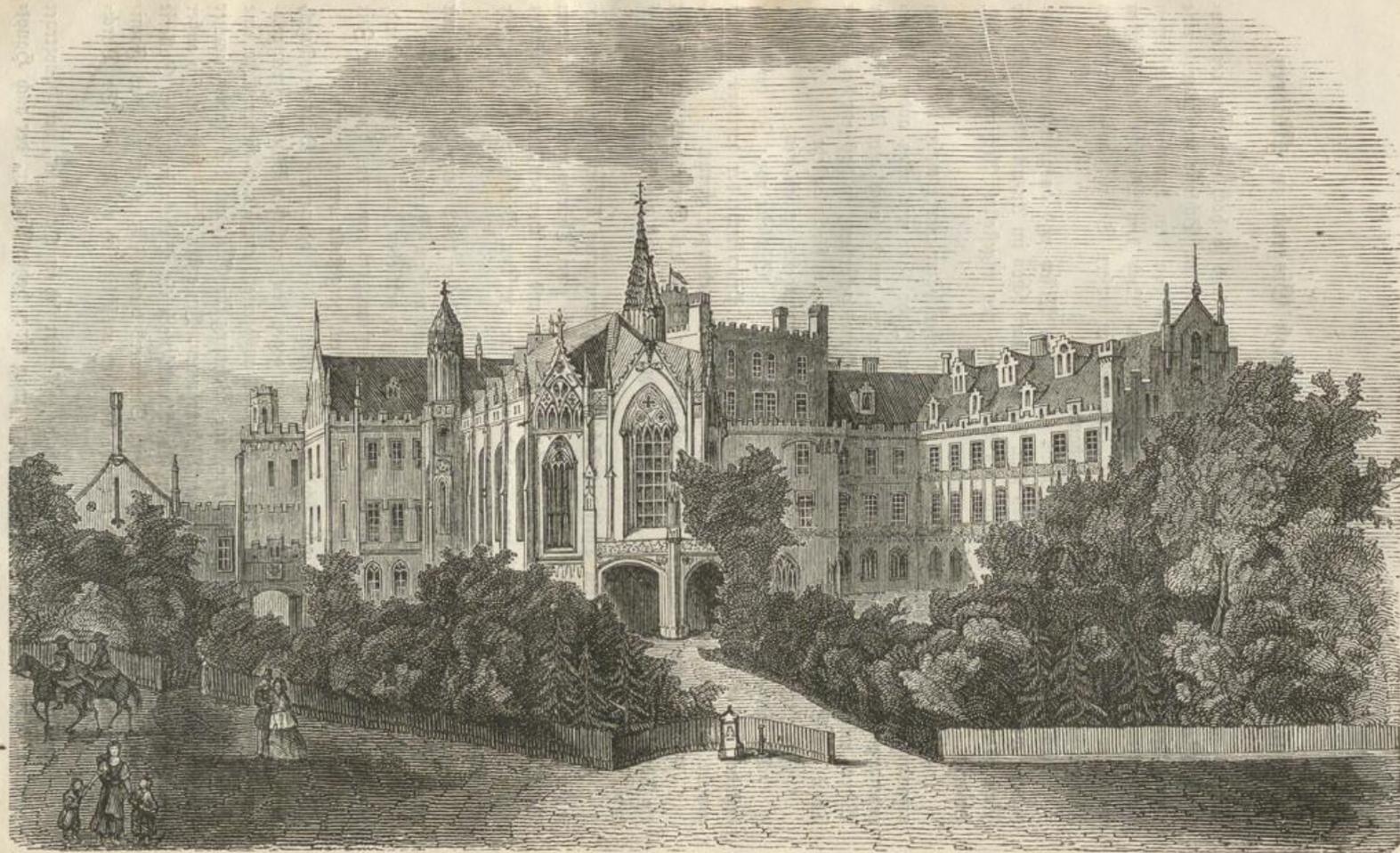
# Inhalt.

---

	Seite
Das fürstlich Liechtenstein'sche Schloß Eisgrub in Mähren . . . . .	1
Piratenjagd . . . . .	8
Schloß Erben in Ungarn . . . . .	14
Der lustige Seppel . . . . .	16
Schloß Bürglitz . . . . .	20
José der Laucher . . . . .	23
Klingenberg . . . . .	36
Sablonville . . . . .	39
Hahneschnabel und Türkensabel . . . . .	58
Bedeutender Unterschied . . . . .	61
Strafe für einen schlechten Witz . . . . .	61
Beste Entschluß . . . . .	62
Leiden und Freuden eines Rekruten . . . . .	63
Fromme Ergebung . . . . .	64
Kleintaut und entschlossen . . . . .	64
Eine Partie auf den Rahlenberg mit den weltberühmten Grinzinger Krabern, lauter Vollblut	65
Ländliche Unschuld . . . . .	67
Gefahr des Strohfueers . . . . .	68
Ländliche Kuren . . . . .	68
So geht es, wenn man älter wird . . . . .	69
Rektüre für Mädchen . . . . .	70
Logischer Schluß . . . . .	71
Wirksamkeit der Seebäder . . . . .	72
Zimmerherr . . . . .	75
Bestimmte Erklärung . . . . .	76







Schloß Siegrub.

## Das fürstlich Fiechtenstein'sche Schloß Eisgrub in Mähren.

Bereits im Jahre 1845 reifte bei dem für unser Vaterland so hoch verdienten regierenden Fürsten Alois von Fiechtenstein der Entschluß, an seinem Schlosse zu Eisgrub eine große Umänderung vorzunehmen und es wurde hiezu von dem damaligen fürstlichen Architekten G. Wingelmüller der Entwurf gemacht. Nach dem Wunsche des Fürsten ward der altdeutsche Baustil gewählt, von dem in unsern Tagen, außer kirchlichen Monumenten, nur wenig Ueberreste vorhanden sind.

Architekt Wingelmüller, ein Mann von tiefem Wissen und ausgezeichnetem Charakter, welcher im Jahre 1846 den Bau begann, starb schon im August 1848, und der Fürst übertrug die weitere Führung des Baues dem neu angestellten Architekten J. M. Heidrich.

Schon beim Beginn des Baues, noch mehr aber später wurde wesentlich von dem ursprünglichen Plane abgewichen, und nachdem das Jahr 1848 wie allen andern Unternehmungen auch dieser hemmend in den Weg getreten, wurde nach dem Aufhören der Wirren mit aller Thätigkeit die Beendigung des Baues gefördert, so daß jetzt der größte Theil des Schlosses, sowohl von Außen als auch von Innen fertig dasteht.

Die Grundform des alten Schlosses wurde größtentheils beibehalten.

Die beigegebene Ansicht stellt das Schloß von der Südseite vor. In der Mitte befindet sich die Schloßkirche, welche auch zugleich die Pfarrkirche der dortigen Marktgemeinde ist, an die das Schloß mit seinen nächsten Umgebungen grenzt.

Früher konnte Niemand erkennen, daß an dieser Stelle das Gotteshaus sich befände; die Außenseite sah ganz einem Wohngebäude ähnlich, und selbst die Stecken waren auf dem Dachboden untergebracht.

Durch die an diesem Theil des Schlosses vorgenommenen äußerst schwierigen Anlagführungen wurde das Gotteshaus von außen durch zwei Thürme (die auf unserem Bilde sichtbar sind) von dem übrigen Schlosse getrennt, und zwischen den Thürmen befindet sich eine bekörnte Theilungsmauer, auf deren Mitte zwischen Nischen noch Raum für eine Sanktusglocke ist.

Im Innern der Kirche befindet sich der schon im Jahre 1842 hergestellte Chor mit einem Altarblatt von Schilcher und einem Christus aus weißem Marmor von Klieber.

Im Uebrigen ist in derselben noch Vieles ganz so geblieben, wie es früher bestand, es läßt sich aber bei dem frommen Sinne des Fürstenpaares erwarten, daß seiner Zeit auch das Innere der Kirche dem Aeußeren entsprechend hergestellt werden dürfte.

Der rechts von der Kirche sichtbare Schloßflügel, der sogenannte Orangerieflügel, dessen Stirnseite gegen Süden, die Ostseite aber gegen den herrlichen Blumengarten gelegen ist, der sich hier wie ein kleines Paradies ausbreitet, enthält zu ebener Erde eine Einfahrt, Eintrittshalle, eine Gallerie, eine Wohnung für Gäste und das Audienzzimmer Sr. Durchlaucht, sammt den nöthigen Nebenräumen. Im ersten Stock befinden sich außer dem Schlaf- und Audienzzimmer Sr. Durchlaucht noch ein Badekabinet, eine Gallerie und mehrere Gastwohnungen. Das zweite Stockwerk dieses Flügels ist für das Familien-Apartement eingerichtet und dasselbe bewohnt ausschließlich die Familie Sr. Durchlaucht.

Zwischen diesem Flügel und der Kirche präsentirt sich ein Quertract, der Haupttract genannt. Auf der Mitte der Fagade bemerkt man einen hohen Aufbau, der auch Haupt-

thurm genannt wird und fünf Stockwerke hoch ist. Zu ebener Erde und im ersten Stock enthält dieser Thurm Säle, im zweiten Stock Nebenräume, im dritten und vierten Stock



Orientalischer Thurm.

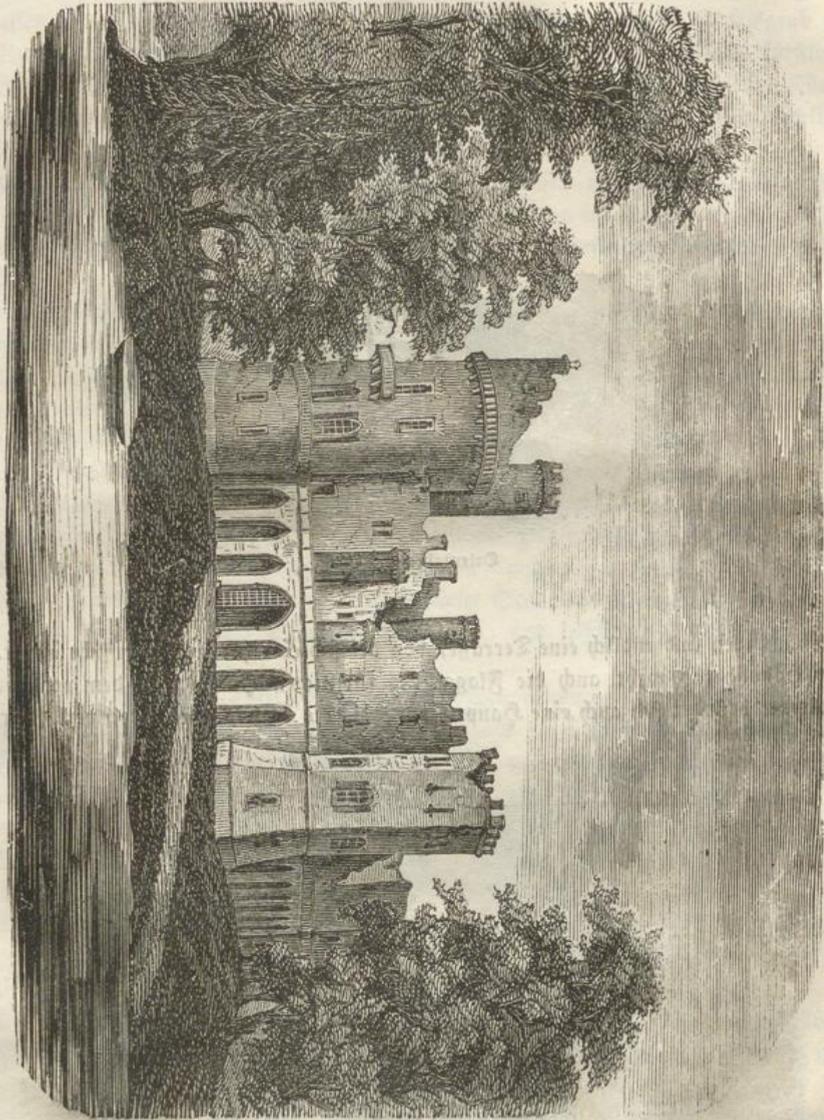
Gastwohnungen und endlich eine Terrasse, von der sich eine herrliche Fernsicht öffnet. Von dieser Höhe herab weht auch die Flagge des fürstlichen Hauses. In dem vorerwähnten Haupttract befindet sich auch eine Haupttreppe, die bis in das erste Stockwerk führt; der



Das Gebäude der Wasserkunst im Garten.

Stiegenraum ist fast ganz mit Eichenholz getäfelt, und die Wände schmücken Porträts der erlauchten Ahnen des Liechtenstein'schen Fürstenhauses.

Jener Flügel, der in unserem ersten Bild links (westlich) von der Kirche seine Stirnseite zeigt, ist ungleich stiefmütterlicher als die erst genannten Schloßtheile, sowohl im Innern als Aeußern behandelt. Er birgt in seinem Innern zu ebener Erde die fürstliche

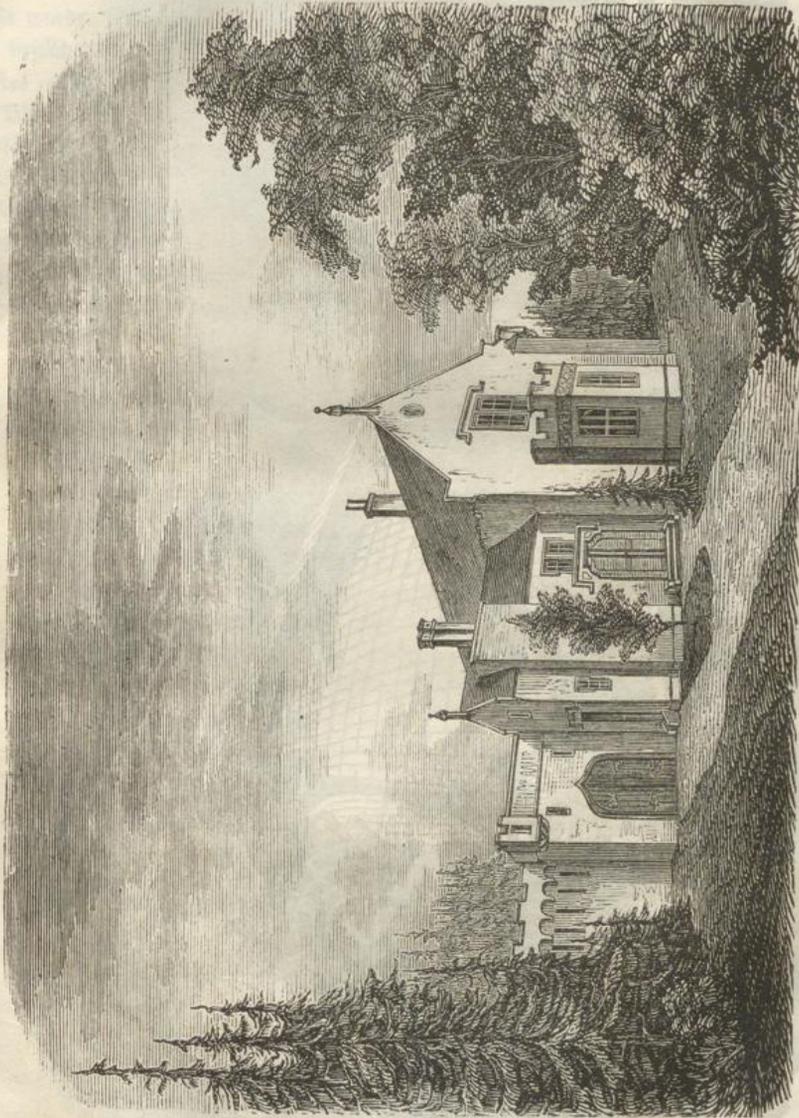


Die Gantzenburg im fürstlichen Garten.

Hofküche und alle hiezu nöthigen Nebenräume. Im ersten Stock enthält dieser Schloßtheil Wohnräume für fürstliche Diener. Ebenso enthält ein diesem ähnlicher Theil, der sich en face in unserem Bilde darstellt, unten einen Speisesaal, darüber die Wohnung des Schloßwärters, welche in unmittelbarer Verbindung mit dem ganzen Schlosse steht. An die Kirche westlich anstoßend zeigt sich ein Gebäudeflügel, der sonst die Schloßnase

genannt wird. Derselbe ist zwei Stockwerke hoch und hat in seinem Innern eine geräumige Hauptstiege. Neben dieser ist eine Durchfahrt, durch welche man in den sogenannten Herrnhof gelangt.

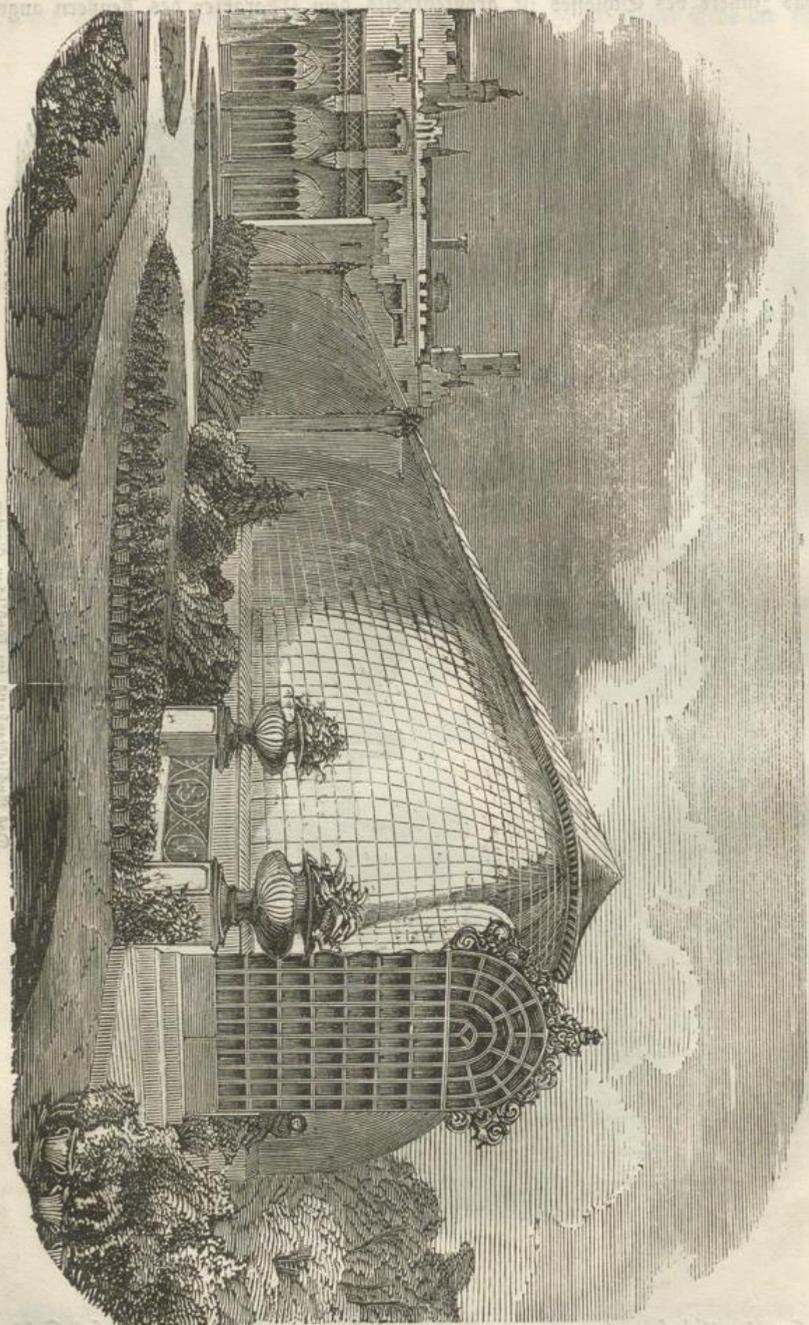
Das Innere des Schlosses ist größtentheils dem Charakter des Außern angepaßt worden.



Das Architektenhaus im fürstlichen Garten.

Außerordentlich sehenswerth, ja ein wahres Eldorado ist der Park dieses Schlosses. In selbem befinden sich außer den kostbarsten und seltensten Erzeugnissen des Gartenbaues auch viele architektonische Merkwürdigkeiten, worunter wir zuerst den sogenannten orientalischen Thurm, ein eben so kühnes als schönes Bauwerk nennen. An diesen schließt sich das Gebäude der Wasserkünste, die Hansenburg und das

Architektenhaus an, sämtlich Baulichkeiten, welche der vaterländischen Architektur zur Ehre gereichen. Die größte architektonische Merkwürdigkeit jedoch ist ein ganz nahe



Eisgruber Glaspalast.

am fürstlichen Schlosse befindliches Gewächshaus von riesiger Dimension, und wir stehen nicht an, selbem die Benennung des Eisgruber Glaspalastes beizulegen. Leider!

nahm man sich früher nicht die Mühe es einer näheren Betrachtung zu würdigen, sonst würde die Bewunderung, welche dem „Industrie-Palaste“ in London zu Theil geworden, bedeutend herabgestimmt worden sein. Dieses Gewächshaus wurde von dem fürstlichen Architekten Herrn Wiegelmüller bereits vor acht oder neun Jahren aus Glas und Eisen erbaut, und eine flüchtige Betrachtung zeigt die auffallende Aehnlichkeit mit dem „Londoner-Glaspalaste.“ Der Vorwurf einer Nachahmung kann unseren vaterländischen Baumeister nicht treffen, da sein Gebäude bereits stand, bevor die Idee zur Weltausstellung gefaßt wurde. Wohl aber wird nicht ohne Grund das Gegentheil behauptet werden können, besonders da aus sicherer Quelle bekannt ist, daß der Erbauer des Londoner Glaspalastes, Herr Paxton, vor drei Jahren nach Oesterreich gekommen, eigens eine Reise von Wien nach Eisgrub unternahm, dort mit nicht geringem Erstaunen das herrliche vaterländische Bauwerk von Glas und Eisen gesehen und einige Studien in seinem Zeichenbuch gemacht. Wenn nun auch Paxton's Bauwerk großartiger ausfiel, da ihm kolossalere Mittel zu Gebote standen, so wagen wir es dennoch die Behauptung aufzustellen, daß er Idee und Plan zu seinem so berühmt gewordenen Londoner Industrie-Palaste in Oesterreich geholt und unserm Vaterlande ein großer Theil jenes Ruhmes gebührt, welchen sich Fremde als ihr alleiniges Eigenthum anmaßen. —

## Piratenjagd.

„Aber, Kapitän Drew, Sie sind uns noch die Geschichte von dem tripolitanischen Seeräuber schuldig!“

„Wahr, meine Freunde!“ bekräftigte der Angeredete. „Also setzen wir Segel bei und nehmen Cours. Nebenbei gesagt, erfahren Sie auch zugleich, wie ich meine Frau gewann. — — — Es war in den ersten Jahren des jezigen Jahrhunderts, als unsere (Ver. Staaten) Regierung wegen der vielen Schandthaten und Plünderungen, welche die Mächte der Barberei an unserm Handel begingen, sich bewogen fand, ein Geschwader in das mittelländische Meer zu schicken, um diesen Uebelständen durch Unterhandlungen oder Waffengewalt abzuhelpen. Ich befand mich als Lieutenant auf der Fregatte, worauf der Kommodore seine Flagge aufgehißt; wir waren, während die anderen Schiffe kreuzten, in einen neutralen Hafen eingelaufen, um frische Vorräthe einzunehmen und fanden dort ein geselliges und lustiges Leben, das zwischen unaufhörlichen Vergnügungen rasch verstrich. Von unserm Konsul zu einem Balle eingeladen, fand auch ich mich bei demselben ein. Der erste Gegenstand, der mir beim Eintritt in den Saal in die Augen fiel, war ein Mädchen von so blendender Schönheit, daß meine ganze Aufmerksamkeit augenblicklich gefesselt wurde. Ganz in Bewunderung dieser Schönheit verloren, hörte ich, daß sie eine Amerikanerin sei, und nun that ich sogleich Schritte, um ihr vorgestellt zu werden, was mir auch gelang.“

Ich hatte bis dahin schon oftmals Gelegenheit gehabt, viele schöne Frauen zu sehen, ohne daß mein Herz dabei geklopft hätte; aber um Beatrice Vernon schwebte etwas so Holdseliges, daß ich vom ersten Augenblicke unseres Zusammentreffens an wie durch einen Zauber an ihre Person gefesselt wurde und meine Gefühle für sie nur immer mehr sich von Stunde zu Stunde steigerten, denn in ihrem sonsten und reinen Gemüth und in ihrer Unterhaltung lag etwas so Hineißendes, daß es Jedermann, um wie vielmehr mich bezauberte. Ich kam nie in ihre Nähe, ohne daß mich eine ehrfurchtsvolle Scheu befiel; meine sonst gewöhnliche Keckheit verließ mich, sobald ich in ihre Augen blickte; ja sogar die Worte, welche ich zu ihr sprechen wollte, erstarben mir auf der Zunge, und ich zitterte sogar vor dem Wesen, das ich anbetete. Kurz, ich liebte Beatrice, liebte sie mit aller Blut eines warmen empfänglichen Herzens, liebte sie mit aller Frömmigkeit der ersten Leidenschaft. —

Von dem Tage an, an welchem ich Beatrice zum ersten Male sah, wurde ich ein anderer, ein besserer Mensch. In ihrer Nähe schien eine heiligere Luft zu wehen, und wenn ich fern von ihr war, begleitete mich ihr unschuldiges Lächeln gleich einem Schutzengel. Anfänglich war Beatrice im Umgange mit mir ungezwungen, aber nach einiger Zeit ließ sie eine Befangenheit durchblicken, die mich in Erstaunen setzte und verwirrte, so daß ich endlich befürchtete, daß sie meine Gefühle nicht erwidern könne. Aber ich konnte ihre Nähe, diesen Zauberkreis, nicht mehr meiden, und überließ mich willenslos meiner glühenden Leidenschaft. Da theilte mir eines Abends Herr Vernon seinen Entschluß mit, in wenigen Tagen mit seiner Tochter in einem Schiffe, das gerade im Hafen lag, nach Amerika zurückzukehren.

Diese Anzeige traf mich wie ein Dammerschlag und schreckte mich aus meinen Träumen; vielleicht sah ich Beatrice nie mehr wieder, oder nur als die Braut eines Andern. Dieser Gedanke machte mich fast wahnsinnig, und dennoch zitterte ich, meinen Gefühlen

Worte zu geben. Ich verfiel in die quälendsten Zweifel, denn Beatrice schien in der letzten Zeit meine Gesellschaft zu meiden; ihre Augen waren immer die letzten, die mich bemerkten, ihre Stimme die letzte, welche mich bewillkommnete. Ich vermöchte ihre außerordentliche Zartsinnigkeit nicht zu verstehen, und die Furcht, durch eine voreilige Erklärung Alles verderben zu können, ließ mich schweigen; während mich der Gedanke, daß eine Trennung noch verderblicher für meine Hoffnungen werden möchte, Tag und Nacht folterte. Gequält von Zweifeln aller Art, ungewiß was ich thun sollte, und mit einer Gemüthsstimmung, die an Zerrüttung grenzte, beschloß ich endlich Alles der Zeit zu überlassen, wie diese es fügen möchte.

Ich sah nun Beatrice abreisen, ohne daß ich es wagte, ihr meine Gefühle zu gestehen — und erst als sie ihr Schnupftuch zum Abschiede wehen ließ, schien ich aus einem Wahn zu erwachen. Wäre es in diesem Augenblicke möglich gewesen, zu ihr zu sprechen, so würde ich mit einem raschen Geständniß meiner glühenden Liebe Alles auf's Spiel gesetzt haben, — aber sie war fort, um mir vielleicht nie mehr zu begegnen. Ueberwältigt von meinen Gefühlen, warf ich den Kopf in meine Hände und weinte wie ein Kind. —

Einige Tage später gingen wir wieder in See auf unsere Station. Ich gab mir Mühe um lustig zu sein, fand dies aber bei meinem gänzlich veränderten Wesen unmöglich und wurde dafür von meinem Kameraden gefoppt. Unser alter Kommodore aber, der unser Aller Vater und ein vertrauter Freund des Hrn. Vernon war, schien allein meine Gefühle zu errathen, wie ich einigemal aus leisen Andeutungen vermuthete.

Schon mehrere Tage befanden wir uns in See, als sich eines Morgens am östlichen Horizont zwischen der neblichten Helle, welche die aufgehende Sonne noch nicht zerstreut hatte, das schlanke Takelwerk eines Schiffes blicken ließ, das sich schwach auf dem rothen Hintergrund abzeichnete. Es erschien uns als ein amerikanisches oder englisches Schiff von sehr netter Bauart, frei und schnell vor dem Winde dahinsegelnd. Als wir ihm näher kamen, bot es einen prächtigen Anblick. Seine schlanken Masten und zierlichen Raen, die schönen schwellenden Linien seines Rumpfes, die Anmuth, mit der es sich hob und senkte, und dann vor Allem die tiefen, glühenden Tinten des Morgenhimmels, als die Sonne majestätisch vom Rande des Horizonts aufstieg, aus den sie umhüllenden Wolken hervorbrach und ihr goldenes Licht flackernd an den Wogen hinschoß, — Alles bildete eine Szene, die, wenn auch noch so oft gesehen, ewig neu, schön und erhaben für jedes fühlende Herz bleibt.

Wir kamen mit dem Winde auf und ich bemerkte plötzlich, daß das fremde Schiff nicht unbegleitet war, denn ein langes, wie ein Feluke aussehendes Fahrzeug befand sich dicht unter seinem Quarter, und zwar in einer Stellung, die es bisher gänzlich vor uns verbarg. Das niedrige, verdächtig erscheinende Aussehen des „Begleiters“, so wie die augenblickliche Aenderung des Courses jenes Schiffes, die sogleich auf unsere eigene veränderte Richtung folgte, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; eben wandte ich mich zum ersten Lieutenant um ihm darüber zu rapportiren, als die Wacht im Mast rief: „Ein Segel am Quarter des Fremden!“

„War es mit ihm?“ schrie der Lieutenant zurück; denn in demselben Augenblick hatte ein Manoeuvre des fremden Schiffes die Feluke abermals verborgen.

Da meldete ich: „Es glich einem Beifahrzeuge, Sir —“

„So haben Sie es gesehen, Mr. Drew?“ fragte er eifrig.

„Ja, Sir, und halte den Burschen für einen Korsaren.“

„Wirklich!“ entgegnete er, warf einen langen forschenden Blick nach den fremden Schiffen und kommandirte dann energisch: „Hochbootsmann, pfeift alle Hände auf Deck, um Segel nach dem Fremden zu setzen!“

Schon nach einigen Minuten blähte sich jeder Fegen Canvaß im Winde und wir näherten uns dem verdächtigen Fremden mit einer Schnelligkeit, die uns hoffen ließ, ihn bald einzuholen. Jedoch in dieser Hoffnung sahen wir uns getäuscht, denn sobald das fremde Schiff unsere Absicht bemerkte, warf es seine Maske von sich, segelte in gerader Richtung vor uns hin und thürmte alles Segeltuch bis zu den Stengen auf, während die Felucke wendete und sich zwischen uns und das andere Schiff legte. Als wir jetzt unsere Flagge zeigten, histe die Felucke die Flagge der Barberei und feuerte trotzig und herausfordernd eine Kanone ab. Diese Beleidigung reizte jeden Mann an unserm Bord, außerdem aber entflamte uns alle die Ueberzeugung, daß das andere Schiff die Beute des Korsaren, und aller Wahrscheinlichkeit nach ein amerikanisches Fahrzeug sei, dessen ganze Mannschaft man in die erniedrigendste Sklaverei schleppen wolle. Die Mannschaft sammelte sich gruppenweise am Vorderkastell, prüfte schweigend den Feind und unterhielt sich mit den lebhaftesten Gesticulationen; manche zusammengepreßte Lippe, mancher hingemurmeltete kräftige Fluch verkündete die Entrüstung, diese Schmach dem übermüthigen Algierer zu vergelten.

Unsere herrliche Fregatte schien diesen Enthusiasmus zu theilen und schoß so schnell und stolz wie ein Renner auf der Siegesbahn dahin. In weniger als einer halben Stunde hatten wir soviel Raum über die Felucke gewonnen, daß ein Schuß von unseren Bugkanonen ihr ungeheures Lateen-Segel aufs Deck brachte. Wir benutzten jetzt unser gutes Glück, rauchten Hals über Kopf heran und während wir um ihren Bug herum fuhren, gaben wir ein paar volle Seitenlagen und setzten ihre Decks mit Kartätchensturm, daß kaum ein Mann auf seiner oberen Station verblieb. Dennoch flatterte ihre Flagge immer noch, und erst nachdem wir ihr nochmals zwei volle Breitseiten gegeben, wurde die Flagge eingeholt.

Ich wurde als Enter-Offizier abgesandt, um das genommene Schiff zu besetzen, erstaunte aber nicht wenig, als mir beim Betreten des Decks zuerst der feingebildete Capitän jenes Schiffes, auf welchem Beatrice mit ihrem Vater sich eingeschifft, entgegentrat. Aber bald ergriff mich ein furchtbares Gefühl als ich von ihm erfuhr, daß sein Schiff von den Piraten genommen worden und er von ihnen nur entfesselt worden sei, um ihnen zum Dolmetsch zu dienen, daß sich aber Beatrice und ihre Familie auf dem anderen Schiff befänden.

Diese Nachricht machte mich erbeben. Meine Blicke suchten das andere Schiff und ich sah jetzt erst ein, daß wir in unserm Eifer die Felucke einzuholen, das erbeutete Schiff ganz außer Acht gelassen hatten, so daß dieses sich schnell entfernt und jetzt bereits windwärts am Saume des Horizonts, und zwar in fast hoffnungsloser Ferne auffuhr.

Jahre sind seitdem verflossen, aber die Gefühle jenes Augenblickes leben noch frisch in meinem Gedächtnisse. Eine Verzweiflung, die an Wahnsinn grenzte, überwältigte mich und hauchte meinem Gemüthe eine Kraft und Energie ein, die es so noch nie gefühlt hatte.

Da ich einsah, daß hier Alles von der möglichsten Eile abhing, auch ferner mich überzeugte, daß sich die Felucke bereits im sinkenden Zustande befand, so ließ ich die Gefangenen schleunigst in die Boote bringen und dann wie toll auf die Fregatte zurückrudern. Hier stürzte ich auf den Kommodore zu und theilte ihm in fliegender Eile mit, was ich erfahren hatte, ihn um Gotteswillen bittend, unsere Landsleute zu retten. Aber bei dem grauhaarigen Veteran bedurfte es dieser Bitte nicht, denn so wie er mich verstanden, donnerte er den Befehl hinaus: „Alle Hände Segel setzen — Quartermeister auf mit ihm!“

„Ay, ay, Sir!“ brüllte der alte Seehund, während die brave Fregatte windwärts tanzte.

Der Kommodore, welcher still alle Bewegungen mit den Augen verfolgt hatte, fragte nach einem Weilchen: „Wie geht sie?“

„Zwölf Knoten, Sir!“

„Einen Punkt mehr, Quartermeister!“

„Ay, Ay, Sir!“

„Ich denke, wir nähern uns ihm jetzt?“

„Schnell, Sir!“

„Dann haltet darauf! — und nun meine Herren,“ sagte er zu den Offizieren, „machen Sie sich auf eine heiße Arbeit bereit. Hier unten wo dieses Nebelgrau am Horizont hängt, liegt die Küste Afrikas. Ich weiß aber genug von diesen Schufsten, um voraussagen zu können, daß sie, wenn wir sie nicht einholen, ehe sie die Küste erreichen, ihre Boote aussetzen und darin ihre Beute und Gefangenen fortschleppen, das Schiff aber in die Luft sprengen werden.“

Der alte Kommodore wandte sich nach diesen Worten ab und nahm seine abgesonderte Station auf dem Wetterquartier ein.

Die Gefühle jedes Mannes an Bord steigerten sich im Laufe der Jagd bis zum höchsten Grad der Aufregung, denn ehe noch die Verfolgung eine Stunde gedauert hatte, wetteiferten Offiziere, Mariniers und Matrosen miteinander an Eifer um das Schiff zu erreichen. Dennoch blieb es ungewiß, ob wir das verfolgte Schiff einholen würden, ehe es die Küste erreichte, obgleich unsere Schnelligkeit fast unglaublich war. Außerdem befand sich unser Gegner schon ziemlich nahe dem Lande, so daß wir dessen Enterung jedenfalls nur mit unsern Booten bewerkstelligen konnten.

Welche unsägliche Spannung und drückende Gefühle aber mich während dieser Zeit beherrschten, können Worte nicht beschreiben! Tausend schreckliche Vermuthungen, dann wieder Hoffnung und Furcht durchfuhren schnell abwechselnd meine Brust.

Wir näherten uns unterdessen dennoch bis auf Schußweite, und sogleich wurde ein lebhaftes und wohlgerichtetes Feuer gegen das fliehende Schiff eröffnet. Meine eigenen Gefühle schienen die ganze Mannschaft zu beseelen, und jeder Schuß wurde ihm mit der Genauigkeit einer Büchsenkugel zugeschießt, denn Jeder wußte, daß Alles davon abhing, dem Gegner die Fähigkeit zum Schnellsegeln zu nehmen. Schon nach einigen Schüssen wurde ihm eine Maa zersplittert und mehrere Segel durchlöchert. Demungeachtet war bis jetzt noch nichts von Bedeutung weggeschossen worden, bis endlich ein langer 18 Pfünder den Haupt-Topmast krachend über Bord stürzte und die Beifegel mit sich fort riß, die am Takelwerk befestigt neben dem Schiffe ein schleppendes und hemmendes Wrack bildeten, so daß das Schiff sogleich scharf umwendete und seinen Stern im rechten Winkel mit unserer Breitseite brachte.

„Gebt's ihm, meine Jungens! — wir haben ihn jetzt — bestreicht ihn vor und hinten!“ brüllte der Kommodore und sprang auf eine Kanone, um den Gegner zu rekognoszieren.

Bei unserer braven Mannschaft bedurfte es nur dieses Befehles und vom Stern bis zum Bug und über das ganze Deck hin, brach der wüthende Hagel hervor und erschütterte den alten Rumpf der Fregatte bis zum Kiel hinab.

Endlich machten wir eine Pause und sobald der dichte Pulverdampf aufgewirbelt war, sahen wir daß der übel berathene Gegner nichts mehr als nur noch Trümmer des Fockmastes stehen hatte, sonst aber das Schiff als Wrack auf dem Wasser rollte. Aber in demselben Augenblicke hielten die Piraten an einer Nothstenge an der Stelle ihrer weggeschossenen Flagge eine neue auf, woraus ersichtlich wurde, daß sie bis zum letzten Augenblicke uns trogen wollten.

Da befahl der Kommodore, in der Furcht, daß unsere Fregatte wegen Seichtheit des Fahrwassers fest rennen könne, daß beigelegt werde, und sagte zu uns: „Meine Herren, die Zeit für heiße Arbeit ist jetzt gekommen. Wie sehr ich auch wünsche, daß unsere Landsleute gerettet werden, so billigt jedoch eine die Rücksicht auf das meinem Kommando

anvertraute Kriegsschiff es nicht, mich noch mehr mit der Fregatte dem Gegner zu nähern. Wir werden und müssen die Piraten in Booten angreifen und Freiwillige mögen sich rasch arrangiren!“

Es nahm bloß einen Augenblick fort und die Boote waren mit fast unbegreiflicher Schnelligkeit bemannt. Mit einem lauten Hurrah stießen wir von der Fregatte ab und durchschnitten die See mit der Schnelligkeit des Albatros.

Das entmastete Schiff lag etwa  $1\frac{1}{2}$  Meilen von der Küste entfernt und dieser beinahe seine volle Seite zugewendet, vor uns da. In der Entfernung einiger hundert Yards vom Lande lief ein Felsenriff parallel mit dem Kontinent und diente als Schutzmauer gegen die tollende Brandung. Das Land rückwärts war ungewöhnlich steil und erhob sich in hohe, wellenartige, klippige Bergkegel. Es schien gänzlich verödet und lieferte dem Blick alle die wilde Großartigkeit einer afrikanischen Küste. Blickte man auf die See, da zeigten sich, beleuchtet von der herrlichen Morgen Sonne, die schlanken Masten der Fregatte, die sich mit ihrem Tackelwerk in der See abspiegelte.

Rauschend schossen unsere Boote dahin, und nahten sich dem schwerfällig umherrollenden Wrak, worauf vom Stern immer noch die Flagge wehte, obgleich wir kein lebendes Wesen darauf zu erblicken vermochten. Diese gänzliche Abwesenheit alles Lebens kündigte uns nicht Gutes an, aber muthig drangen wir zum Schiffe vor und wollten eben entern, als sich von der Landseite des Schiffes ein durchbringender weiblicher Schrei hören ließ, der alle meine Nerven erbeben machte.

Die Piraten hatten eingesehen, daß unsere überwältigende Anzahl jedem möglichen Widerstand ein Ende machen mußte und nahmen deshalb in ihren Booten die Flucht zur nahen Küste. Diese bewerkstelligten sie auf der von uns abgewandten Breitseite des Wraks und gewannen dadurch natürlich einen Vorsprung über uns, ohne daß wir es gleich bemerkten, wobei sie zugleich ihre beste Beute in Sicherheit bringen konnten.

So wie ich den Schrei hörte, stand augenblicklich das Vorhaben der Piraten klar vor meinen Augen. Ich schrie dem ersten Lieutenant meine Wahrnehmung zu, wartete aber den voraussichtlichen Befehl nicht erst ab, sondern schoß mit meinem Boote um den Stern des Wraks herum, während er in demselben Augenblicke quer an dem Bug vorbeiflog.

Da rief uns eine weibliche Stimme — die gebundene, in Angst vergehende Mutter Beatricens — aus den Klüften des Wraks die Worte zu: „Um Gotteswillen, rettet mein Kind! mein armes geraubtes Kind!“ und wie ein Toller brüllte ich meine Leute an: „Schneller! schneller, Männer! eine Goldbörse gehört Euch, wenn Ihr die Flüchtigen einholt. Vorwärts!“

Und vorwärts ging es, als wollten wir die Hölle stürmen! Ich habe Leute um ihr Leben rudern sehen, während der Eisensturm einer Batterie gleich dem Hagel um sie her niederfiel, — aber nie sah ich Leute so rudern wie unsere Mannschaft, denn wie ein Hurrikan flogen wir dahin.

Den Anstrengungen der Flüchtigen zum Trost näherten wir ihnen schnell. Wir bemerkten jetzt, daß ihre einzige Hoffnung war, fast schnurgerade vor uns eine enge Einfahrt zu erreichen, die sich zwischen dem die Küste deckenden Felsen öffnete und ihnen Gelegenheit zu einer vertheidigenden Stellung bot. Hier hing also Alles von unserer Schnelligkeit ab, um diesen Plan zu vereiteln. Außerdem hatten die Barbaren, um uns am Feuern zu verhindern, die ohnmächtige Beatrice auf eine Weise am Steuer ihres Bootes so hingelegt, daß sie mit ihrem Körper die Mannschaft fast gänzlich deckte. Währenddem hatten sie sich immer mehr der Einfahrt genähert, und mußten diese bald gewinnen, wenn wir nicht im Stande waren, ihnen in irgend einer Weise ein Hemmnis entgegen zu werfen. Ich griff zu dem letzten verzweifelten Versuch, nahm eine

Muskete und richtete sie auf den Türken, der am Bugruder saß. Aber meine Absicht wurde bemerkt und ich konnte nicht feuern, ohne zugleich der Mörder Beatricens zu werden. Mit einem Fluche setzte ich das Gewehr wieder ab. Nochmal wollte ich den Versuch wagen, nochmal erhob ich meine Muskete — und ließ sie wiederum muthlos sinken, worüber spottendes Jubelgeschrei den Schurken entfuhr. Jetzt hatte ihr Boot bis auf wenige Faden die Einfahrt erreicht und schoß bereits wie ein Pfeil der Mündung zu, als der Mann am Steuerruder in seiner Freude die bisher beobachtete Vorsicht vergaß und sich auf einen Augenblick bloßstellte. Ich war in diesem Moment kaltblütig wie jetzt und meine Hand glich dem Eisen. Mein Schuß streckte den Steuermann nieder und der Ruck, mit dem er hinstürzte, gab dem Boote plötzlich eine andere Richtung. Nochmals feuerten ich und einige meiner Leute und mehrere der Schurken fielen von den Ruderbänken, so daß das Boot schwankte und vor der Einfahrt zwischen den Klippen festrannte.

Ich erinnere mich nur noch eines wilden Hurrahs, eines Krachens der Gewehre und Pistolen, eines Kreuzens der Säbel im Kampfe auf Leben und Tod, eines wüthenden Balgens über dem Körper Beatricens, eines Schauers fast wahnsinniger Freude, als der letzte Flüchtling in's Wasser sprang und ich das regungslose, schwach athmende Mädchen an meine Brust drückte. Aber nur Gott weiß es, wie dankbar ich fühlte, daß wir noch zeitig genug eingetroffen waren! Die Erinnerung an jenen Augenblick wird bis zum letzten Athemzuge in meinem Gedächtnisse fortleben.

Während meine Leute die fliehenden Piraten auf dem Felsenriffe entlang verfolgten, befand ich mich auf einen Augenblick allein mit Beatrice. Sie öffnete ihre Augen und als sie sah, wer es war, der sie gerettet, schaute sie mir furchtsam mit einem Blicke der Liebe und Dankbarkeit in's Gesicht. Ich konnte mich nicht länger beherrschen, drückte die Geliebte an mein lautklopfendes Herz und ein Strom wilder, unzusammenhängender Worte stürzte dabei über meine Lippen. Sie gab mir keine Antwort, aber ihr schöner Kopf ruhte schwer an meiner Brust und als ich ihr in's Auge blickte, weinte sie über die seligste Erfüllung ihres Herzenswunsches. Was soll ich noch weiter diese Scene ausmalen, genug, sie wurde nach vollendeter Kreuzfahrt mein braves Weib.

Das von uns genommene Braut wurde genau untersucht und im Rumpfe wenig verletzt gefunden. Wir errichteten darauf Nothmasten und nahmen es mit bis zum nächsten Hafen, wo es wieder ausgerüstet wurde. Was aber die gefangenen Piraten anbetrifft, so können Sie errathen, wie es ihnen nach unseren Kriegsartikeln erging. Dergleichen Scenen sind immer die schlechtesten für jeden Seemann.

Bald hätte ich aber eine große Hauptsache vergessen. Beatrice gestand mir nämlich späterhin, daß sie mich schon längst geliebt; mein Betragen jedoch habe sie zu dem Glauben bewogen, daß ihre Gefühle nicht erwidert würden, weshalb sie denn soviel wie möglich meine Nähe zuletzt vermied. Sie sehen also, meine Herren, daß stille Verehrung den Frauen auf die Dauer nicht behagt, und daß ihnen ein tüchtiger stürmischer Angriff lieber ist als Mondschein-Seufzen und Augenverdrehen. Also frisch vorwärts und gerade aufs Ziel los, ist mein Rath!"

—

ausgibt in nachstehender

zu dem Zwecke, die in diesem Buche enthaltenen Nachrichten über die Geschichte der Stadt Nürnberg, welche in dem Jahre 1492 von dem Kaiser Maximilian I. bestätigt wurde, zu veröffentlichen. Die in diesem Buche enthaltenen Nachrichten sind aus dem Original entnommen und sind in der ursprünglichen Sprache abgedruckt. Die in diesem Buche enthaltenen Nachrichten sind aus dem Original entnommen und sind in der ursprünglichen Sprache abgedruckt.



**Schloß Cheben in Ungarn.**

An dem Donauthor (der porta hungarica), welches zugleich die Gränze zwischen Oesterreich und Ungarn bildet, liegen auf einem steilen höchst malerischen Felsen die

Kuinen der alten Weste Theben oder Devin und jeder treue Ungar ruft dort aus, wenn er auf dem Dampfer die Donau hinabfährt:

„Szerettim' édes honnja indul hajóm feléd!“

zu deutsch: Süße Heimath meiner Geliebten, mein Fahrzeug wendet sich zu dir! — Und auch der Deutsche wird von dem Anblick dieser Ruinen ergriffen, denn indem er an ihnen vorüberfährt, erreicht er das Land voll Eigenthümlichkeiten, ein Land, das mitten in Europa liegend, seinen Boden noch nicht erschöpft hat und vielleicht binnen Kurzem tausend und aber tausend fleißigen Händen die einträglichste Beschäftigung und den reichlichsten Gewinn bieten kann.

Dorf und Schloß Theben (eigentlich vom slavischen Dawina) liegen schon auf magyarischem Boden nahe an dem Einflusse der March in die Donau. Das Schloß wurde in dem Franzosenkriege 1809 gänzlich demolirt und der Sagen über seine Entstehung sind mancherlei. Das Wort Dawina oder Dewojna (serbisch Dewojka) bedeutet eine Jungfrau, und eine Jungfrau, die Tochter eines slavischen Herzogs, soll die Gründerin von Theben gewesen sein. Nach andern Berichten verdankt es seinen Ursprung den Römern, die wie bekannt in diesen Gegenden, namentlich in Carnuntum (Petronell und Altenburg) hauseten. Ausgemacht ist übrigens, daß Theben schon im Jahre 865 zu den festesten Plätzen von Großmähren (Marahonia) gehörte. Als Kaiser Ludwig den Herzog Bratislaw besiegt hatte, flüchtete dieser mit seinen Schätzen nach Theben. Unter König Stephan I. kam die Weste unter die Botmäßigkeit Ungarns und wurde im Jahre 1233 von Herzog Friedrich von Oesterreich verbrannt. 1272 wurde es von Ottokar erobert. Später kam es an die Grafen von Szent Görge, darauf schenkte es Kaiser Ferdinand I. an den Palatin Stephan Bathory, 1621 wurde es von Bucquoi erobert, dann kam es durch Kaiser Ferdinand III. an die Grafen von Palffy, wurde von den Türken belagert und gerieth im Anfange des 18. Jahrhunderts nach und nach in Verfall, bis es wie schon erwähnt von den Franzosen gänzlich zerstört ward.

Die Weste Theben, welche den romantischsten Punkt auf der Fahrt von Wien nach Pesth darbietet, ist also eine Art Nachschlagebuch der Geschichte Ungarns. Gegenüber von diesen Ruinen liegt das verfallene Schloß Wolfsthäl (ungarisch Leányvár, d. i. Mädchenburg), welches, wie eben auch der magyarische Name andeutet, wahrscheinlich gleichen Ursprung mit dem Schlosse Theben hatte, durch dessen Nennung man stets an das ägyptische Theben erinnert wird, obwohl sie durchaus nichts mit einander gemein haben als den Klang. Von dem Gipfel des Thebenerberges genießt man eine herrliche Aussicht gegen die Kahlenbergergebirgskette, gegen den Schneeberg und den Neusiedlersee oder Fertö, so wie über das weite Marchfeld. Darum rathen wir jedem Gefühlsreisenden (Touristen), an der ungarischen Gränze den Dampfer zu verlassen und diesen historischen und durch seine Rundsicht höchst lohnenden Berg zu besteigen.

## Der lustige Seppel.

Völkemärchen aus der Bukowina.

Von Ludwig Adolph Staufe.

Vor alten, alten Zeiten stand in einem Dorfe eine kleine Schenke, darin Tag und Nacht die Bauersleut der ganzen Gegend zu finden waren.

Wenn man irgend ein lustiges und munteres Leben finden konnte, so durfte man es in der Schenke nicht vergebens suchen, denn Alt und Jung gesellte sich gern dem spaßhaften Wirth bei, der bei einem vollen Humpen sich gütlich daran that, die Bauersleut durch allerlei Schwänke und Narrenspiele lachen zu machen.

In der Schenke war es aber auf einmal ganz stille, denn der Wirth aß und trank viel, ließ seine befreundeten Nachbarn mitunter auch leben, und half manchem Hilfsbedürftigen wieder auf die Beine. Dies Alles erforderte mehr, als der Seppel durch seine gute Schenkewirthschaft zu erschwingen vermochte. Er schaute eines Tages in den Keller und fand die Fässer ohne Getränke, er guckte in den Stall und fand kein einziges Schwein mehr darin, er griff um einen Silberling in die Tasche und zog keinen Pfennig wieder heraus. Als dies die Bauersleut merkten, dachten sie, daß sie nicht in die Schenke kämen, um wie die Ochsen Wasser zu saufen, oder wie Würmer Holz zu fressen, anstatt fettes Schweinefleisch; sie gingen also in die zweite Zechstube des Dorfes und ließen sich's dort besser behagen. Sie spielten, tanzten und lachten, sangen und lärmten dort, als gings um die Wette, indeß der gute Seppel daheim fleißig Trübsal blies, und anstatt einem lustigen Geigenklang oder einem munteren Reigen nur Mattentänzen in der öden Schenkstube bewohnen mußte.

„Ei,“ dachte der Wirth, „das ist schlimm, ich mag mir die Augen noch so wund gucken, so finde ich doch nichts, das Einem wieder auf die Beine helfen könnt. Die Sache muß anders werden,“ schloß er und sann auf lustige Pläne.

Kurz darauf brachte er Fische und Bänke um ein geringes Geld bei einem Schreinermeister an, der diese wieder mit Gewinn an andere Kaufstüchtige veräußerte. Auf den Gewinnst verzichtete unser Wirth und begnügte sich indeß mit seinem kargen Erlöse. Mit diesem kaufte er sich ein Ferkel an, verließ seine Schenke, und wanderte in die Stadt. Hier traf er einen sehr weisen Mann an, der ihm entgegen lief und fragte: Welchen Preis er für das niedliche Thierchen verlange? „Dreißig Groschen.“ antwortete dieser. „Ei, was dreißig Groschen; was redet Ihr doch, das ist zu viel. Diese gebe ich Euch nicht, wohl aber mein altes Schwein, welches Euch des Jahres zehn Junge abwirft, und Euch überdieß bei zweihundert Groschen einbringt.“ Der schlaue Seppel stellte sich, als ob er mit diesem Tausche nicht sonderlich zufrieden wäre, nahm aber nach einigem Zögern den Antrag an, erhielt das Schwein und machte sich auf den Weg.

Als er weiter kam, begegnete ihm ein Fleischhauer. Der warf gar gierige Blicke auf das Schwein hin und sprach: „Sagt, was wollt Ihr für Euer fettes Ding da? Ein solches könnten wir in unserer Hackbank wohl recht gut gebrauchen.“

„Ich habe es um dreihundert Groschen angekauft,“ antwortete der listige Seppel, „und kostet mich überdieß durch drei Jahre zehn Ferkeln.“

„Schon gut,“ versetzte der Fleischhauer, „da habt Ihr für Euer Schwein vier-

hundert Groschen, und für Euere dreißig Ferkeln dreihundert Groschen; im Ganzen also siebenhundert Groschen. — Seid Ihr's zufrieden?"

„Wenn Ihr nicht mehr geben wollt, so soll es dabei bleiben,“ sprach der Seppel, nahm siebenhundert Groschen und ging lachend davon.

Als er weiter gewandert war, begegnete ihm ein altes Weib. Dieses trieb einen Esel vor sich her und trug in der Rechten eine überspannte Geige. „Ei,“ dachte der Wirth, „das kann ja lustig werden, wenn ich mit dem Esel und der Geige durch alle weiten Lande ziehe und den gestrengen Herren mit Sang und Klang Kurzweil verschaffe. Es kann was Ehrliches eintragen. Nun liebe Alte,“ redete er das Weib an, „habt Ihr keine Lust, mir Eueren Esel und Euere Geige zu verkaufen? Ihr sollt ein redliches Handgeld kriegen.“

„Je nun,“ sprach die Alte, „wenn Ihr mir dreißig Groschen für den Esel und fünfzig für die Geige gebt, so sollt Ihr Beides haben. Ich muß Euch mein Lieber sagen, daß mein Esel ein gar wunderlicher Esel ist; er tanzt und singt, daß es eine Lust ist, wenn Ihr ihm täglich nur recht gut die Ohren dreht. Und von der Geige muß ich Euch sagen, daß diese auch ein gar seltsames Ding sei. Wie Ihr da selbst seht, hat sie nicht mehr und nicht weniger als drei Saiten, doch diese Saiten wollen schon etwas heißen. Hört mich also an! Die Erste könnt Ihr gebrauchen, wenn Ihr Alle, die um Euch versammelt sind, tanzen und springen sehen wollt. Seid Ihr mit Wenigem nicht zufrieden, so könnt Ihr die zweite Saite brauchen; die zaubert Euch das Geld der Reichen in Euern Säckel hinein. Die dritte könnt ihr streichen, wenn Ihr Menschen und Thiere, die Euch nicht lieb sind, mehrere Meilen von Euch entfernt wissen wollt. — Nehmt die Geige also hin, und zahlt mir für diese fünfzig Groschen, den Esel könnt Ihr schon um dreißig haben. Seid Ihr's zufrieden?“ —

„Nicht ganz,“ meinte der schlaue Seppel; „ich zahle Euch die Hälfte von dem, was Ihr verlangt; das ist schon genug.“

„So nehmt sie hin,“ sagte die Alte, ließ sich die Hälfte des Geldes auf die Hand legen und ging ihrer Wege.

„Ei, ei!“ jubelte der Wirth. „Es scheint, als ob Alles dazu wäre, mich ganz verrückt zu machen. Nun denn — ich will mein Glück probiren. Die Sache kann recht gut werden. Dem Esel will ich schon die Ohren drei Klafter lang drehen, und dazu meine Geige geschickt handhaben. Das Geld der Reichen muß in meine Taschen springen, und meine Feinde sollen immer drei Meilen von mir entfernt sein. Zuche!“ rief der Seppel wie närrisch aus, und sprang und tanzte wie ein Bessener. —

Er zog mit seinem Esel und seiner Geige davon, und durchwanderte viele Länder in der Runde. Groß und Klein ergökte sich höchlich an dem lustigen Spielmann, dessen Esel gar wunderliche Weisen vortrug, und überdieß die artigsten Bocksprünge in der Welt schauen ließ. Der schlaue Seppel mußte sein Geschäft recht gut zu handhaben, und er zählte in Kurzem wohl mehr als eine Million Groschen in seiner Barschaft. Mit diesem zog er nach Jahr und Tag wieder in seine Heimath zurück, da er sich wegen der vielen Wanderungen schwach und gealtert fühlte. „Ich muß doch schon einmal in meine alte Schenke gucken,“ sprach er zu sich selbst. „Es könnt nichts schaden, wenn ich die ungetreuen Bauersleut wieder dahin lade und ihnen Bier und Schweinefleisch vorsehe, wie in den guten alten Tagen. Ich bin überdieß an lustigen Schnurren um Vieles reicher geworden; meine weiten Wanderschaften können mir artige Stoffe leihen, die ich nach Bauernart mit spaßhaften Sprüchen würzen will.“ —

Er suchte seine Heimath auf, und fand auch recht bald seine alte Schenke. Darin hausten gar saubere Gäste. Ratten und Mäuse schlüpfen hin und her, und wo sein Fuß den Boden berührte, trat er auf Kröten und sonstiges Ungeziefer. „Da möchte eher der

Teufel haufen, als ein ehrlicher Schenk-wirth,“ dachte er, griff nach seiner Geige und spielte mit seiner Fiedel auf der dritten Saitte so wunderliche Weisen, daß alles ekle Ungeziefer darob entsezt, sich eilig aus dem Staube machte. Nachdem er auf solche Art seine Schenkstube von derlei schmutzigen Gästen gereinigt hatte, kaufte er Tische und Bänke an, füllte die alten Fässer und war wieder der lustige Wirth in der lustigen Schenkstube.

Als einige neidische Bauerseut merkten, daß sich der lustige Seppel wieder zu seiner vorigen Wohlhabenheit empor schwang und überdieß noch manches Andere verborgen haben mußte, das recht stark nach Reichthum riechen mochte, wackelten sie bedächtlich die Köpfe und sprachen sich schier aus, daß der Wirth mit dem Teufel im Bunde stehen müsse. Sie berathschlagten sich, wie sie dem reichen Seppel den Garaus machen sollten.



„Ei,“ sprach der Eine; „ich klag ihn wegen Zauberei bei unserm Schultheiß an.“

„Ich bei unserm gestrengen Dorfherrn,“ fiel der Zweite ein.

„Und ich,“ sagte der Dritte, „geh spießgerade zum Verwalter.“

Gedacht, gethan.

Die Verschworenen eilten, der eine rechts, der andere links, der dritte gradaus, zu den bezeichneten Herren. Jeder brachte auf seine Weise seine Klage vor, und kaum waren einige Stunden verstrichen, so war auch schon alles Volk des Dorfes, Schultheiß, Dorfherr und Verwalter an der Spitze, vor der kleinen Schenke versammelt, um den Wirth mit Stiesel und Sporen aufzupacken, und ihn seiner Hererei wegen in den Thurm zu stecken.

„Poß Wetter,“ schnalzte der Wirth, „jetzt will's auf die Haut gehen; doch sollt Ihr nicht umsonst gekommen sein. Der lustige Seppel wird Euch schon zeigen was er kann.“ Und schaut's mal, als dies der Wirth sprach, und mit seiner Fiedel die erste Saite der verberten Geige strich, da sprangen und tanzten Alle, die nur zur Schenke gekommen waren, daß es eine Lust gab, die Geschichte mit anzusehen. Der Verwalter machte unversehens die possirlichsten Sprünge und riß den gestrengen Dorfherrn wie einen närrischen Pudel herum. An den Dorfherrn klammerte sich der lange, dünne Schultheiß, und an diesen wieder das ganze Volk des Dorfes, und Alles sprang und tanzte umher wie ein paar ausgelassene Herenweiber, die den Regen vertreiben sollten. Auf einmal ließ ich auch eine andere Saite vernehmen, darauf alles Geld aus allen Taschen der Versammelten in die Schenkstube spazirte, und als auch dieses vorbei war, und der schlaue Seppel merkte, daß ihm schon alles Metall zugeflogen sei, strich er die dritte Saite der wunderlichen Geige und sah zu seinem Ergötzen, wie die gestrengen Herren an der Spitze der ungetreuen Bauersleute von den Lüften weggetragen wurden, und in der Höhe schrienen und schrienen, wackelten und zuppelten, als gings um die Wette. „Nun,“ meinte der Seppel, „wår's genug. Ich hab' ihnen gezeigt, was der Seppel thun kann; die weg sind, kommen nie mehr wieder zurück.“ Er hing seine Geige an den Nagel, lachte über den tollen Streich, daß er sich davon fast das Herz abstieß, und machte sich noch am selben Tage zum Herrn des Dorfes.

Die Geschichte ist auf Ehre wahr, denn die, welche in die Lüfte flogen, die zappeln und wackeln bis auf den heutigen Tag noch. —

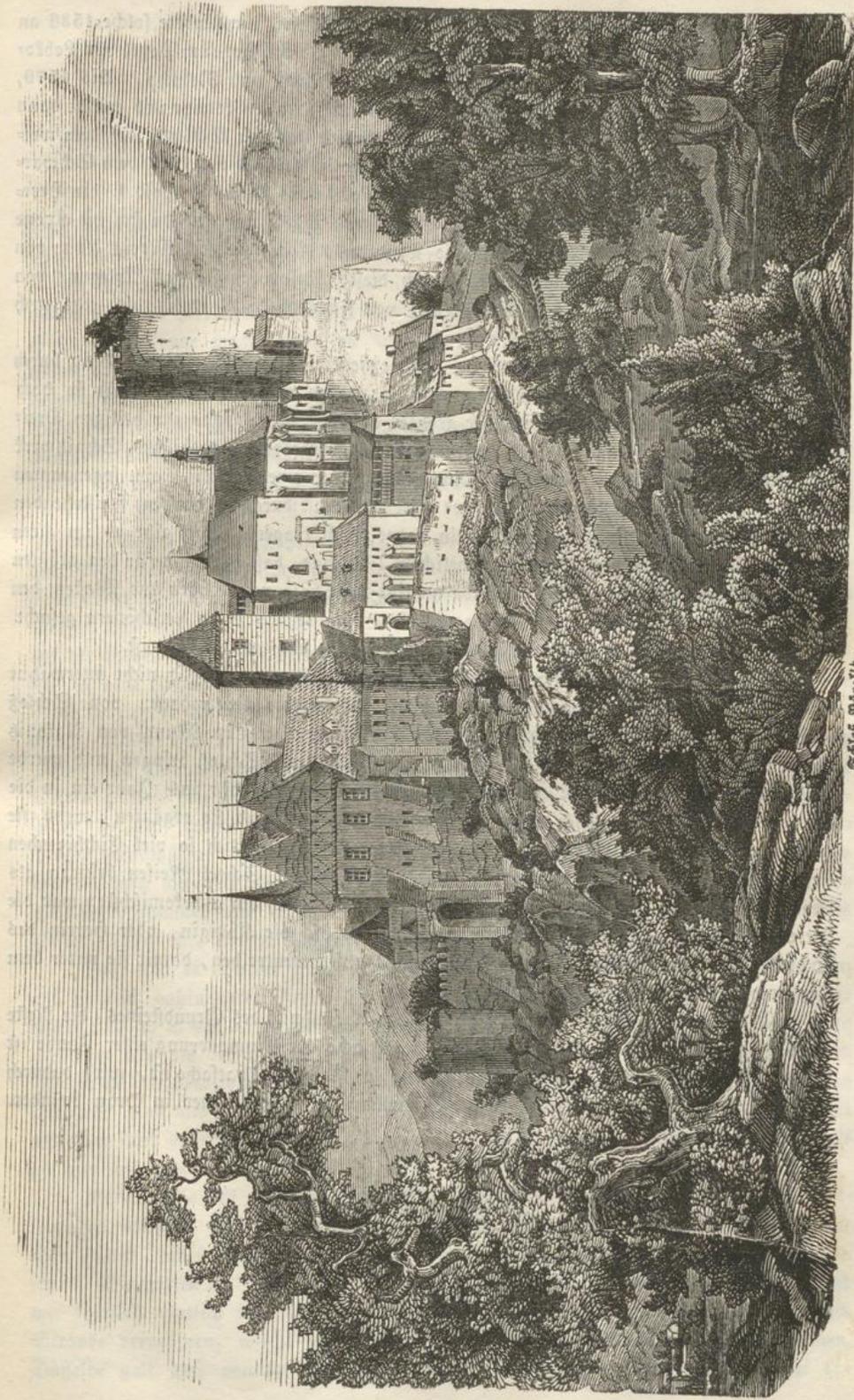
### Schloß Bürglitz.

Das Vaterland und seine Geschichte kennen, sollte zu den ersten Erfordernissen eines jeden Staatsbürgers gehören, denn die Vergangenheit bietet bis zu dem grauen Alterthume hinauf, so vielen lehrreichen Stoff nach jeder Richtung hin, daß, außer der genaueren Kenntniß des eigenen Geburtslandes und dessen Geschichte, auch tausende von anderen wichtigen Beispielen auf das Gemüth und den Verstand des Einzelnen, wie der Menge wirken müssen. Selten ist ein Land reicher an alten Denkmälern der Vorzeit als unser liebes Oesterreich; noch heute sieht man in allen Gauen des großen Kaiserreiches namentlich auf Anhöhen, alte Festen, Burgen und Schlösser, wenn auch oft nur noch als Ruinen dastehen, deren graue Mauern uns von ihrer Vergangenheit, damit aber gerade die Geschichte unseres Vaterlandes auf's Treueste erzählen, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, dieselben näher zu beleuchten.

Unter allen alten Schlössern Böhmens zeichnet sich Bürglitz ganz besonders aus. Es liegt im Rakoniger Kreise in der Nähe des Rakoniger Baches, der sich in die Mies ergießt, und ist umringt von hohen Bergen und dichten Wäldern. Nur Ein Eingang, gegen Süden gelegen, führte in die Burg, deren Hauptgrundriß ein längliches Viereck bildet, dessen Spitze ein gegen Osten stehender Hauptthurm endet. Die anderen beiden Ecken sind ebenfalls mit Thürmen versehen, wovon der südwestliche der Hungerturm (Lidomonra) genannt wird, weil sich hierin ein furchtbar tiefes Burgverließ für Gefangene befand, von denen früherhin eine große Menge hier bewahrt worden sein müssen; denn noch jetzt findet man beim Nachgraben in den Kellern und unterirdischen Gewölben der alten Burg und auch an anderen Stellen menschliche Skelette, denen meistens die Köpfe fehlen. —

Die Burg wurde, wie der Geschichtschreiber Kosmas berichtet, schon im Jahre 1110 restaurirt, was also auf ihr sehr hohes Alter schließen läßt, später kam dieselbe in die Hände der mächtigen Tempelherren, und im Anfange des 14<sup>ten</sup> Jahrhunderts in den Besitz des berühmten Wilhelm Haase von Hasenburg, auch Waldeck genannt. Als Hasenburg zum Heere Kaiser Ludwig's zog, der mit Friedrich von Oesterreich damals Krieg führte, und in einem Gefechte schwer verwundet wurde, worauf er am achten Tage starb, ergriff König Johann von Böhmen sogleich diese Gelegenheit sich wieder in den Besitz von Bürglitz zu setzen. Von nun an wurde die königliche Feste namentlich als Staatsgefängniß benutzt, denn der eigene Sohn Johanns und sein Erbe, Prinz Karl, so wie der Herzog Heinrich von Oesterreich und andere, mußten eine Zeit lang als Gefangene die Burg Bürglitz bewohnen. Als sich späterhin Prinz Karl mit der Prinzessin Blanca aus Luxemburg vermählte, und für seine Gemahlin in der Landeshauptstadt keinen anständigen Aufenthalt zu finden wußte, wählte er für diese Bürglitz als Residenz, wo sie von einer Tochter, Margaretha, entbunden wurde, welche später Ludwig von Ungarn heim führte.

Im Jahre 1422 brachte Hanuß von Kollowrat durch Ueberraschung die Burg in seine Gewalt; 1448 übernahm dieselbe Alsz von Sternberg, nach dessen Tode, 1455, scheint jedoch dieselbe wieder zurückgefallen zu sein, weil König Wladislaw II. sie mehreremale als Zufluchtsort benützte. 1529 verließ Kaiser Ferdinand I. an Wobuslaw von Bertin und Johann Otto von Los die Erlaubniß, auf dem zu Bürglitz gehörigen Berge Zinnober zu gewinnen; verpachtete aber 1532 die ganze Herrschaft an Peter Holy von



Schloss Burgli.

Chraft gegen jährlichen Zins von 600 böhmischen Groschen, verpfändete solche 1536 an Ladislaw Popel von Lobkowitz und verlieh endlich 1540 dem Johann Popel von Lobkowitz die Ablösung der zu Búrglis gehörigen Dörfer Leschau und Nesuchy. Bis 1579, also 43 Jahre lang, blieb die Herrschaft in den Händen der Lobkowitz und wurde dann eingelöst; Búrglis diente nun Ferdinand II., namentlich nach der Schlacht auf dem weißen Berge, als Aufbewahrungsort vieler seiner Gegner und wurde von 1680 dem Schwarzenberg'schen Hause pfandweise überlassen. 1691 verkaufte Kaiser Leopold I. die Herrschaften Búrglis und Kruschowitz an Ernst Grafen von Waldstein, und da sich die Krone das Wiederkaufsrecht vorbehalten hatte, so wendete 1734 die Fürstin Maria Anna von Fürstenberg, geb. Gräfin von Waldstein, auch dieses Beschwerniß gegen Erlegung von 200,000 fl. von sich ab, so daß die Fürsten von Fürstenberg Búrglis bis jetzt noch erblich besitzen.

Von ihrer frühesten Entstehung bis in die neuere Zeit, hat die alte Burg durch vielfache Brände u. manche Veränderung erlitten; dessen ungeachtet umschließt sie doch noch viele Merkwürdigkeiten. Eine der größten ist die Schloßkapelle zur heiligen Dreifaltigkeit, deren Hochaltar ein sehr wohl erhaltenes, vergoldetes, gothisches Schnitzwerk von seltener Kunstfertigkeit bewahrt. Man sieht ferner einen Altan, beim sogenannten „Nichtplatz.“ Dieser ist für den Liebhaber alter Baukunst durch die dünnen, freistehenden gothischen Säulen merkwürdig, welche ein hohes Dach tragen. Auch gibt es im alten Schlosse einen Kamin von so außerordentlichem Umfange, daß man ihn für den größten von ganz Böhmen hält. Der Ort Buda umgibt im Thale von Süden und Westen den Schloßberg, und man hat durch fleißigen Anbau die Gegend so zu verschönern gesucht, daß die Aussicht, trotz ihrer Beschränkung, eine romantische und reizende ist.

Einige Curiositäten dürfen wir bei der Beschreibung von Búrglis nicht unerwähnt lassen. Unter den verschiedenen Lehnspflichten, welche die Untertanen von Schloß Búrglis einst zu erfüllen hatten, gehörten auch folgende: Ein Mann von Rakonitz mußte jeden Samstag 4 Schock Eier auf seinem Rücken in's Schloß bringen, und wurde dafür mit 4 Eiern abgelohnt; ein Jäger aus Ibeczno mußte Jahr aus, Jahr ein in die Schloßküche 2 Schneidmesser und eine Fleischhacke liefern und sie ergänzen, wenn sie unbrauchbar wurden. Eine Menge einzelner Leute mußten jährlich so viel Eichhörnchen liefern, als Tage im Fasching waren; andere eben so viel Schock Meisen bringen als Sonntage zwischen St. Peter und St. Wenzel sind. Doch am allerkomischsten war die Verpflichtung eines Johann Kudlics: er mußte, so oft die Königin, oder Herrin des Schloßes, im Wochenbette lag, alle Nachtigallen zusammentreiben, damit sie unter dem Fenster der Wöchnerin singen möchten. —

Eben so merkwürdig ist, daß man bei der Auffindung des Grundsteines, die Reste eines eingemauerten Läubchens vorfand. Die Ursache der Einmauerung einer Taube ist für den Geschichtsforscher ein Geheimniß; daß sie übrigens Thatsache ist, wird dadurch verbürgt, daß sich jenes Läubchen in der Sammlung der Altertümer in Prag befindet.

## Jose, der Caucher.

### I.

Nur Zeit als Westindien noch unter spanischer Oberhoheit stand, war der Hafen von San Blas — an der Mündung des kalifornischen Meerbusens auf der Seite von Kalisco — die Waarenniederlage der Philippinischen Inseln. Reich beladene Schiffe mit Seide aus China und herrlichem Gewürze aus dem Orient, drängten sich auf die Rhede. Eine geschäftige Menge wogte durch die Straßen, denn die wohlversehenen Arsenale, die immerwährende Thätigkeit auf den Bauplätzen, alles machte, daß San Blas einer der bedeutendsten Plätze auf der Südseite war. Jetzt ist aller dieser Glanz verschwunden. San Blas enthält nur noch die Spuren seiner Bauplätze, Ueberreste von den Arsenalen und wenige Ueberbleibsel der Bevölkerung, mit einem Worte nur noch die Erinnerung an seinen früheren Handel und seine eigenthümliche Lage.

Die Stadt zerfällt in zwei Theile: die obere oder die untere Stadt oder der Strand. Von einem vorstehenden Felsen, wo die Kommandantur erbaut ist, bietet sich dem Auge eine der melancholischsten und zugleich schönsten Ansichten dar; denn auf der einen Seite erblickt man die obere Stadt, welche still, öde, traurig und finster wie alles Große, das mit der vorrückenden Zeit nach und nach in Trümmern zerfällt, daliegt; auf der andern Seite erblickt man einen dichten, grünen Wald, dessen junge Baumgipfel sich zu dem Fundamente der Kommandantur wie eine grüne Welle bis zum Strande hinab hinziehen. Ein Schlangenpfad, sich da verlierend und dort wieder zu Tage kommend, windet sich inmitten der Bäume bis zum Meeresstrande. Hier aber zwischen Palm- und Pisangsträuchern und im Schatten der Cocosnußbäume erheben sich von allen Seiten Hütten von Bambusrohr bis fast unmerklich die hohe Meeresfluth den Fuß derselben bespült, indem sich die Wellen im Widerscheine des Himmels wie ein Azurspiegel heranwälzen. Hier und dort erblickt man einzelne lachende Inseln im goldenen Sonnenschein wie Sträuße von bunten Seeblumen, große Felsen erheben sich gleich den Bernsteinpyramiden und einzelne Fischerboote, welche in der Ferne durch die Wellen gleiten, lassen ihre weißen Flaggen in dem dunklen Glanze der Sonne leuchten.

Jetzt sind es mehrere Jahre her, seitdem ich in San Blas war; von Vera Cruz aus ging ich dahin unter Segel. Die Sonne war im Untergehen als San Blas sichtbar wurde und ich in den Kanal zwischen Cerralbo und Espiritu Santo einfuhr. Nichts kann trauriger sein als der Anblick dieser beiden Inseln, an deren dunklen Felsen die Wogen schäumend branden. Für gewöhnlich sind jetzt die Inseln ziemlich verlassen, aber in den Monaten Juni und Juli, wo hier Perlenfischerei stattfindet, sind sie sehr stark bevölkert und man kann dann sehr gute Geschäfte auf dem Plage machen. Es war Ende Juni als ich hier anlangte.

Bereits konnten wir einzelne Hütten und kleine Fahrzeuge, die an Felsenvorsprüngen befestigt waren, unterscheiden, als sich plötzlich zwei schmale Boote auf der See zeigten, jedes von einem Manne gerudert, wovon das Eine das Andere zu verfolgen schien. Sie hatten ihren Cours von der Insel Cerralbo nach der benachbarten Insel, und wir konnten deutlich ein Geschrei von einer großen Menge versammelter Leute am Strande vernehmen, welche an diesem Schauspieler den lebhaftesten Antheil nahmen. Dasselbe galt auch von der Schiffsequipe, denn die Matrosen erstiegen sogar die

Marsraa, um besser sehen zu können und die übrigen Offiziere verfolgten, bewaffnet mit ihren Ferngläsern, eifrig den Verfolg der Sache.

Da rief mit seiner kräftigen Stimme unser erster Steuermann: „Er ist verloren!“

„Wer?“ fragte ich.

„Nun! der, welcher flieht.“

„Warum glauben Sie das?“

„Weil ihn José verfolgt!“

Ich wollte näheren Aufschluß über das mir Mitgetheilte und völlig Unerklärliche haben, doch den Steuermann interessirte das Resultat des Wettlaufs viel zu sehr, um erst meine weiteren Fragen abzuwarten, indem er sich auf die Wandten des Fockmastes luvswärts postirt hatte. Unser Schiff kam während dem immer näher den beiden Wettkämpfern und ich sah nun deutlich wie der Vordere oder Fliehende, dahin strebte, eine kleine, zwischen Felsen gelegene Bucht zu erreichen. Mit unübertrefflicher Schnelle eilten die beiden kleinen Boote über den Spiegel des Meeres dahin, und da ersterer, wenn er sein Vorhaben ausführen wollte, im rechten Winkel sich gegen die Bucht wenden mußte, so vollführte er dies Manöver mit der größten Gewandtheit und Klugheit. Doch José, die Falle erkennend, die ihm sein gewandter Gegner stellte, folgte ihm nicht in dieser Richtung, vergrößerte die Distanz zwischen sich und ihm und wandte sich in den Kanal. Der Verfolgte bemerkte diese Bewegung mit nicht geringer Aengstlichkeit und verdoppelte nun seine Anstrengungen. Allein er hatte gegen eine reißende Strömung zu kämpfen und sein Boot trieb merklich ab. José jedoch richtete den Lauf seines Fahrzeugs, nachdem er einen Halbkreis beschrieben hatte, in der Diagonale gegen jene Bucht und suchte nun dieselbe eher als der Flüchtende zu erreichen. Nachdem die Angelegenheit auf diesem Punkte stand, war es nur noch ein Kampf der Schnelligkeit, ein Kampf, in dem José den offenbaren Vortheil durch die Strömung zwischen beiden Inseln hatte.

Da sagte der Botsmann: „Jetzt bleibt dem Narren nichts mehr übrig, als sich zu ergeben, anstatt unnöthiger Weise sich noch anzustrengen.“

Sei es Entmuthigung oder Erschlaffung von Seiten des armen Burschen, von dem gesprochen wurde, er ruderte jetzt mit etwas mehr Bequemlichkeit und wandte sich nur zeitweise um, um die Fortschritte seines Gegners sich immer vergrößern zu sehen. In dem Augenblicke, wo mit jedem Ruderschlage sich das Boot seines Gegners mehr und mehr näherte, und auf dem Punkte stand, ihn zu erreichen, schien er plötzlich einen verzweifelten Entschluß gefaßt zu haben, denn er stellte sich am Bordertheil seines Schiffchens und sah aufmerksam in die Wellen.

„Ist er närrisch!“ — rief unser Steuermann — „daß er glaubt, dem besten Taucher, den man weit und breit kennt, entfliehen zu können, wenn er sich in's Meer stürzt?“

Und doch schien dies das einzige Rettungsmittel für ihn zu sein, besonders da die Nacht jetzt vorrückte, und die Wellen einen dunkleren Glanz bekamen. War also wirklich der Grund seiner Flucht der Art, daß er sich lieber der Gefahr aussetzte, den Haifischen, die in allen Meeren der heißen Zone sich in reichlicher Menge aufhalten, zu begegnen, so war jetzt der günstige Zeitpunkt da. Aber er hatte keine Minute mehr zu verlieren, denn José ruderte rasch heran und mußte mit wenigen Ruderschlägen Bord an Bord mit dem Flüchtling zusammenstoßen. Demnach maß er noch einmal die kleine Distanz, die ihn von seinem Verfolger trennte und sprang mit Blitzschnelle in die See, deren Fluthen sich eben so rasch theilten und über ihm zusammenschlossen. José ließ sogleich sein Ruder ruhen, trat rasch zum Bordertheil seines Bootes, ergriff mit der einen Hand ein Netz, das den Tauchern dazu dient, die Muscheln zu sammeln,

die an den Felsenbänken hängen, und mit der andern einen langen Strick, und ohne sich im geringsten länger aufzuhalten, stürzte er sich damit in die Fluthen.

Auf den Felsen der Insel Cerralbo standen eine Menge Neugieriger, welche ängstlich diesem Schauspiel zusahen, während an Bord unseres Fahrzeuges unter allen eine große Spannung über den Ausgang der Sache vorherrschte. Kaum war eine Minute so verflossen, als sich an der Oberfläche des Wassers ein Kopf zeigte. Es war der des Flüchtigen. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung schwamm er gegen Espiritu Santo. Plötzlich war es, als ob ihn ein Wirbel erfaßte und ihn hinabrisse und — er verschwand. Schaum und krause Wellen, welche dort in die Höhe stiegen, wo er versank, ließen vermuthen, daß ein Kampf unter dem Wasser stattfinde. Ob dieser aber zwischen José und ihm, oder einem jener Ungeheuer des Meeres, — bei deren Anblick, wenn man sich auch sicher am Bord befindet, schon das Blut gerinnt, — stattfand, war noch unentschieden. Da aber die Schaumwellen fort dauerten und noch immer kein Blut sie färbte, so wurden die Zuschauer ruhiger. Endlich theilte sich der Wasserspiegel abermals, ein Kopf kam zum Vorschein und dann ein zweiter; der Erste war José, der Andere der Flüchtling, und man bemerkte jetzt, daß sich der Letztere nur allein mit Hilfe seiner Beine über dem Wasser erhielt, da der Strick José's dreimal um seine Arme und seinen Leib geschlungen war. Diese ausgezeichnete geschickte That, welche unter den Wogen vollführt worden, erregte sowohl am Bord unseres Schiffes, wie auch am Ufer ein lebhaftes Beifallsgeschrei, unter das sich der Ruf „viva José! que Viva!“ mischte.

„Habe ich es nicht gesagt — sprach der Steuermann — wen José verfolgt, der ist verloren!“

Da nun die Nacht rasch einbrach, konnte ich die Fortsetzung dieser Scene nicht weiter verfolgen; ich hörte nur noch nach wenigen Augenblicken ein klägliches Geschrei, untermischt mit spöttischem Lachen, das von der Seite des Ufers herkam, unterschied hierauf das dumpfe Gemurmel eines Kampfes von einem mit mehreren und endlich wurde alles still.

Als unser Schiff auf Halb-Kanonenschußweite vom Ufer der Insel Cerralbo ankam, rasselte der Anker in die Tiefe. Auch für die Bevölkerung der Insel war die Ruhestunde gekommen, um sich zu erholen von dem mannigfachen Gefahren und Mühseligkeiten des Tages, denn die meisten derselben sind Laucher. Der fahle Schein des Mondes warf bald seine Strahlen auf den bewegten Spiegel des Meeres, dessen längliche Wellen sich mit eintönigem Geräusche an dem mit Muscheln besäeten Strande brachen, so daß man glauben konnte, er sei vollkommen verlassen, so öde und ruhig sah er aus.

## II.

Die Insel Cerralbo und Espiritu Santo sind schon seit langen Jahren in ganz Californien wegen ihrer Riffe mit Perlenauftern und wegen der Caretschildkröten bekannt, welche letztere man hier in großer Menge findet und deren Schalen vielfach benützt und verwerthet. Ein spanischer Soldat, der nach langen Abentheuern hierher kam, entdeckte die Perlenbank (placer) und erwarb sich dadurch einen Reichthum von mehr denn 300,000 Doll. Seit dieser Zeit werden diese placer immer im Juni und Juli entleert.

Perlen sind der größte und Hauptartikel im Handel der Amerikaner, und gerade jetzt fand die Perlenfischerei hier statt. Zwei Dinge reizten besonders meine Theilnahme, einmal die Art der Perलगewinnung, und dann die Aufklärung jener sonder-

baren Scene, welche mich so sehr überrascht, noch ehe ich Cerralbo erreichte, weil ich voraussetzte, daß dieser José jedenfalls auch ein Perlentaucher sei.

Was nun die Perलगewinnung anbetrifft, so verhält es sich damit folgend: Wenn durch einen Zufall oder eine Nachsuchung eine Gold- oder Silbermine entdeckt wird, so muß man dem Gouverneur davon Anzeige machen und dieser ertheilt dann dem Entdecker das Privilegium zur Ausbeutung während der Dauer eines Jahres und eines Tages, wenn derselbe weder ein Fremder, ein Soldat oder ein Priester ist. Nach Verlauf dieser Zeit fällt das Privilegium an den Staat zurück. Diese Förmlichkeiten werden auch bei den Perlenbänken mit nur wenig Ausnahmen beobachtet; sind sie nun beseitigt, so denkt man zurück an die Vorkehrungen zur Fischerei.

Die Eigenthümer eines solchen placer, der ausgefischt werden soll, werben unter den indischen Volksstämmen des Festlandes, Californien und Sonora — das ersterem gegenüberliegt — die nöthige Zahl *bazos* (Taucher). Wie bei den Mineurs besteht auch der Lohn dieser Taucher in einem Theile der Güter, welche sie aus der Meeres-tiefe zu Tage fördern. Sobald daher die Fischerei beginnt, werden sie genau bewacht, denn es ist sehr leicht eine Perle von hohem Werthe zu entwenden. Der „Capataz“, oder der Chef einer Brigade führt dabei die Aufsicht, und gewöhnlich wählt man dazu einen solchen Menschen, dessen Körper- und Geisteskraft ihm Achtung oder Furcht bei seinen Kameraden erwirbt, weil diese Stellung ihm das Recht zu einer despotischen Oberherrschaft gibt. Alle Taucher führen ihre Familien mit sich und in deren Gefolge befinden sich auch die Zauberinnen aller jener verschiedenen Volksstämme, aus denen die Taucher geworben wurden. Die Zauberinnen müssen die Haifische besprechen, um dadurch deren Wildheit und Gefräßigkeit einzuschläfern; dieses auf den Aberglauben der Indianer gestützte Amt ist sicherlich das bequemste und gefahrloseste bei der Perlen-fischerei. Die „rescatadores“ (Mäkler) begeben sich gewöhnlich an die „buceo“ (Fischerei), um gegen Bezahlung Perlen einzuhandeln. Andere Spekulanten eröffnen nun ihre „tendajos“ (Schenken) oder „casas departida“ (Spielhäuser). Gleichzeitig mit der Perlenfaison ist auch jene der Schildkrötenschalen eröffnet, welche eine Menge von Fahrzeugen nach Cerralbo und Espiritu Santo zieht, und so findet man während dieser beiden Monate eine große Menge von Menschen hier versammelt, während sonst die Inseln jetzt ziemlich verlassen daliegen. Sobald also in jedem Jahre die Taucher hier ankommen und ihre Hütten ausbessern oder sich neue erbauen, beginnt auch das rege und geschäftige Treiben hierselbst.

Die für die Fischerei bestimmten Boote enthalten die Ruderer und die Taucher, welche letztere sich einzeln in das Meer werfen und untertauchen, währenddem der Andere ausruht. Dies geschieht immer abwechselnd. Zum schnelleren Untertauchen dient eine Schnur, an deren unterem Ende ein Stein befestigt ist, indem sie den Fuß auf den Stein setzen und die Schnur zwischen den großen und nächsten Zehen klemmen, fahren sie damit rasch in die Tiefe, während das obere Ende am Boote befestigt wird, und dazu dient, ihnen das in die Höbekommen zu erleichtern, da sie durch die auf dem Meeresgrunde in einer Tiefe von 10–12 Klaftern gesammelten Perlenmuscheln um vieles schwerer sind. Diese Muscheln verwahren sie in einem Netz, das sie wie einen Schurz tragen. Es ist aber nichts Seltenes, daß diese Menschen 3–4 Minuten in der Tiefe verweilen, und dann ganz erschöpft heraufkommen, was sie jedoch nicht abhält, 40–50 Mal an einem Morgen unterzutauchen.

Die besten Taucher sind die Hiaquis-Indianer, welche am Flusse gleichen Namens, nahe bei Guaymas wohnen, denn allgemein gibt man ihnen den Vorzug wegen ihrer Gewandtheit und Unererschrockenheit. So sehr sich auch die Haifische in großer Zahl

bei diesen Fischereien einfinden — wie überhaupt in allen besuchten Orten dieser Gegend — so tauchen doch diese Hiaquis mit einer Kühnheit hinab, die in dem Zuschauer ein Grauen und Zittern erregt, noch mehr aber, wenn man die einzige Waffe kennt, die sie als Abwehr dieser Meerungethüme mit sich führen. Dies ist weiter nichts als ein Stück Holz, dessen beide Enden zugespitzt und im Feuer gehärtet sind, und das sie an dem Gürtel ihrer Lederhosen befestigt haben. Diese Waffe heißt „estaca.“ Wenn der Haiisch seine Beute erfassen will, so muß er sich vermöge seine Konstruktion auf den Rücken legen, diesen Augenblick erwählt nun der Taucher, um den Pfahl in den Rücken seines Feindes zu stoßen, wodurch dieser verhindert wird, denselben wieder zu schließen. Wenn schon der gewöhnliche Haiisch, den die Taucher nur sehr wenig fürchten, Angst und Grauen bei jedem Menschen erregt, so erregt doch eine Art derselben „tintorera“ genannt, ein desto größeres Entsetzen, sobald er erblickt wird.

Wenn der Abend naht, werden die erbeuteten Muscheln am Ufer ausgebreitet bis sie sich unter der Obhut der Chefs der Corporationen von selbst öffnen, welches durch die Fäulniß geschieht. Sodann schreitet man, ähnlich wie bei Goldsand, zum Waschen; die Masse kommt in hölzerne Tröge, wird tüchtig geschüttelt, worauf man alsdann die Perlen ausucht. Jene Perlen, welche man auf der ganzen Küste von Californien, bei Paz, Loreto u. s. f. sichtet, zeichnen sich nicht wie die indischen durch die Reinheit ihrer Farbe und Klarheit ihres Wassers aus; ihre Farbe ist gewöhnlich bläulich, die größeren aber schimmern schwärzlich-violett und haben beinahe eine Birnenform. Dennoch sind sie werthvoll und besonders zur Trauer anwendbar. So z. B. ist es in der Republik Mexiko durchgängig eingeführt, daß jede nur einigermaßen reiche Frau ihren Perleenschmuck hat, und alle diese Perlen kommen von Californien, weshalb man sich leicht denken kann, mit welchem Eifer diese gesucht werden, und welche Menge Spekulantensich diesem Handel hingeben.

Sobald diese zweimonatliche Fischerei beendigt ist, kehren die Meisten dieser Leute in ihren Fahrzeugen zurück. Die Indianer gehen in die Städte, um ihre Arme zu verdienen, die Zauberinnen erzählen ihren Volksstämmen von der ausgeübten Macht ihres Einflusses, die Mescatadores wandern von Ort zu Ort, um ihre Einkäufe zu verwerthen, die Schenkwirthe schlagen ihre Wirtschaft wo anders auf, die Spielhalter ihre Spielbanken und endlich die Schildkrötenfischer bringen ihre Ernte nach Hause, und vereinsamt sind beide Inseln bis zur nächsten Saison, währenddem der geheimnißvolle Akt der Perlenbildung wieder vor sich geht und eine Menge von Perlenmutter auf dem Ufer herumliegt. — Anfänglich setzten sogar die Schiffer einen Preis aus, um das Ufer von diesem Ballast zu befreien, vor etwa 10 Jahren zahlte man schon 2 Pfd. Sterl. für das Faß und jetzt macht die Regierung Spekulation damit.

### III.

Bei meiner Ankunft auf Cerralbo und Espiritu Santo war die Fischerei im eifrigsten Betriebe, denn als ich am nächsten Morgen auf das Verdeck kam, erblickte mein Auge ein Schauspiel der lebendigsten Thätigkeit: eine große Anzahl von Booten mit Flaggen von verschiedenen Farben bedeckten den Spiegel des Meeres, die einen unbeweglich stillhaltend, die andern herumfahrend. Auf einigen waren jene, welche hinabtauchten, auf anderen Fischer, welche in die See gingen, um Schildkröten schlafend auf den Meereswogen zu ertappen, während andere wieder an entlegenen Stellen der Inseln Netze aufstellten, um Schildkröten zu fangen, wenn sie kämen um Seegras auf dem Meeresgrunde abzuweiden. Bei den Tauchern sah man von Minute zu Minute die Köpfe unter dem Wasser verschwinden, dann wieder mit ermatteten Augen und Zügen und erschlafften Glied-

bern emporkommen; ferner wie sie in die Böte stiegen, ihre gesammelten Muscheln niederlegten, und sich einen Augenblick ermattet niederkauerten bis die Kameraden, die mit ihnen gewechselt hatten, wieder zurückkamen, worauf sie von Neuem ihr gefährliches Geschäft begannen. Hierbei bemerkte ich öfter, wie sie sich einzelne Blutstropfen abwischten, welche durch das zu lange Verhalten des Athems aus Ohren und Nase herausgedrungen waren. Zeitweise zeigten sich auf den Felsengipfeln der Vorgebirge mehrere alte Weiber, häßlich wie die Nacht und kaum bekleidet, die indischen Zauberinnen. Sie breiteten ihre dürrn Arme über die Fluthen aus und murmelten oder sangen geheimnißvolle Worte zur Bezähmung der Haifische. Das Ganze bot ein eigenthümliches, höchst interessantes Bild, nur manchmal unterbrochen von Signalarufen, sobald sich eine Haifischflotte blicken ließ, die vom dornigen Rückgrate des Hai über Wasser in die Höhe steht.

Ich fuhr zu Lande und der erste Anblick der Insel war nicht sehr angenehm, indem ich in ein Städtchen trat, das aus Hütten, theils von den Bretern, Bootüberresten, Bambusrohr, oder Palmstämmen erbaut, in einiger Entfernung vom Meere stand. Auf dem Strande erblickte ich ein geschäftiges Treiben, eine große Menge von Muschelüberresten des vergangenen Jahres und etwas entfernt kochten die Bewohner lebende Schildkröten. — Auch besserte man Boote und Netze aus, härtete die „Astaca's,“ spize Harpunen, und die Thätigkeit am Lande kam jener zur See gleich.

Von selbst kam ich zu Betrachtungen über die Mühseligkeiten, welche der Erwerb einiger Luxusgegenstände erfordert. Wenn man bedenkt, wie diese Perlen und Perlmutter auf den Klippen des Meeres mittelst eines geheimnißvollen Aktes der Natur entstehen, wie sie aus den tiefsten Abgründen geholt werden, trotz den wie ihre Schätze sie bewachenden Haifischen, wie man sie endlich nach ihrer Verfaulung aus einer Masse, deren Ausdünnung oft tödtlich wirkt, hervorzieht, so muß man zittern, wie der Mensch allen diesen Gefahren zu trotzen wagt und zugleich staunen über die Fähigkeiten, die ihm die Natur verlieh.

Da ich gern in der Nähe des Strandes bleiben wollte, so war es nöthig, in irgend einer Hütte die Gastfreundschaft der Bewohner anzusprechen; es war aber nicht leicht, unter diesem Ansehen von Armuth und Elend die beste herauszufinden. Ein Lärm, welcher vom Meere herkam, setzte meiner Unentschlossenheit Grenzen; denn obgleich die Stunde schon vorüber war, wo die Fischerei endete, so verweilten doch noch immer die Taucher auf ihren Böten. Ich sah wie sie sich mit gespannter Erwartung alle vorbeugten, den Blick auf einen Punkt gerichtet, nicht fern von dem Perlenriff, das man eben ausbeutete. Auf den Berggipfeln erhoben sich die Zauberinnen und schrien mit lauter Stimme in einer fremden Sprache ihre Beschwörungen auf's Meer hinaus. Plötzlich erhoben auch die Fischer ein lautes Geschrei, denn ein Haifisch von schrecklicher Größe, dessen Finne über dem Seespiegel sich zeigte, nahte mit großer Schnelle.

„Das ist ein „Tintorer a“ — sagte ein neben mir stehender Mexikaner — und wenn ein anderer Taucher als gerade der, den Sie dort in der See sehen, sich jetzt in dessen verzweifelter Lage befände, so wäre es um ihn geschehen. Doch dieser fürchtet sich nicht, und er wird ihn abfertigen wie der Botete.“ (Ein giftiger Fisch, der in der Luft aufschwillt und dann zerplatzt.)

„Wer ist der Unglückliche, der sich in diesem Augenblicke unter'm Wasser befindet.“

„Es ist José der Taucher!“

Es war das zweite Mal, daß mir dieser Name auf solche Art genannt wurde, und jetzt, wo die Umstände so gefährlich für ihn waren, erweckte er in mir ein nicht geringes Interesse. In demselben Augenblicke fuhr der Taucher wie ein Pfeil an dem Seile hinauf in das Boot, an dem dasselbe befestigt war; aber fast zu gleicher Zeit durchbiß auch der Hai das Seil mit seinen Zähnen. Eine Secunde später und José war zerrissen! Freuden-

geschrei, Vivats- und Beifallsrufe tönten zum Taucher hinüber, der alles als verdienten Tribut aufnahm, aber doch geschmeichelt dadurch ward, wie man aus dem Aufblasen seiner Nasenlöcher und dem Ausdrücke einer stolzen Verachtung, mit der sein Auge dem Feinde folgte, entnehmen konnte.

Es war nicht Furcht, die José vor seinem Feinde fliehen hieß, sondern ein gewisses Etwas am Ufer, eine junge Frau, welche unbeweglich und fast dem Hinfinken nahe, dort stand, und einen Blick José's, denn er ihr zusandte, sagte deutlich, warum sein Stolz dieses Opfer brachte.

Da sagte der neben mir stehende Mexikaner seufzend: „Es ist jetzt ein Jahr, wo wir hier vom Strande aus einen Kampf zwischen José und einem Haifisch zusahen; dann hatte er zu derselben Zeit einen Lintorera getödtet um einen Freund zu retten. Doch damals war er noch nicht verheirathet! Soll ich Ihnen, Signor, die Geschichte erzählen? Sie ist sehr komisch!“

„Ich danke sehr, und will sie lieber von ihm selbst hören, indem ich ihn um Gastfreundschaft für diese Nacht anspreche.“

#### IV.

José war gelandet und ich trat zu ihm mit der Bitte, mich für eine Nacht in seiner Hütte zu beherbergen, die er freundlich gewährte. Seine Hütte lag ziemlich weit von den übrigen entfernt, fast am Ende von Cerralbo in einer Felsenkluft, in welcher Kaktus und Aloe üppig empor wuchsen und oben auf den Felshöhen die Seevögel nisteten. Vom Dache seiner Hütte genoß man die weite Aussicht über den Hafenplatz und das Meer, man erblickte noch mehr entfernt die steilen Ufer von Espiritu santo und hörte das dumpfe Getöse der brechenden Wellen.

In diese Wildniß führte mich mein neuer Wirth, ohne daß man in seinem Benehmen nur das Geringsste bemerkt hätte, was auf die Gefahr hinwies, der er erst eben entronnen.

José war ein Mischling, sein Vater ein Indier, seine Mutter eine Weiße. Von seinem Vater hatte er die kupfrige Hautfarbe ererbt; sonst war er von mittlerer Größe, seine Hände fast zu zierlich gestaltet; allein seine Schultern waren breit, seine Lenden schmal und die nervige Magerkeit zeugte in Vereinigung mit diesen Eigenschaften von der physischen Kraft dieses Menschen, die sich wahrscheinlich auf eine moralische gründete.

Als wir in die Hütte traten, fanden wir jene junge Frau, welche auf dem Felsen gestanden, beschäftigt, unser Abendessen zu bereiten, nämlich die Kost eines indischen Fischers: eine Schildkröte, welcher man den Brustschild abgerissen hatte, und die jetzt mit einigem Geräusch in Ihrem Rückenschilde bratete. Es ist dies ein sehr schmackhaftes Gericht, da es mit Pfeffer, Citronen und Gewürznägelein zubereitet wird und wir thaten ihm die möglichste Ehre an. Eine Flasche Meskal von Torquila, welche ich mitgebracht hatte, fand auch José nach seinem Geschmacke, ja sie bewirkte sogar eine angenehme Vertraulichkeit unter uns. Bald war es finstere Nacht und eine Lampe, gefüllt mit Schildkrötenöl, nährte nur ein mäßig flackerndes Licht. Die junge Frau, welche in der naiven Stellung der indischen Frauen dasaß, hörte auf unsere Unterhaltung. Durch die offene Thür sahen wir das Meer, wie es seine vom Strahlenglanze erleuchteten Wellen gegen den Hafenplatz rollte, wodurch der Ort und die Stunde selbst nur noch geeigneter zur Erzählung von ergreifenden Jagd- und Seeabenteuern wurde. Da sagte ich zu meinem Wirth: „Kein Mensch hat noch je meine Neugier so erregt als Ihr, José.“

Dieser sah mich anfänglich erstaunt an und sagte dann mit einer Art Verachtung: „Sie sprechen wahrscheinlich von der Lintorera, welcher ich entgangen bin? Dabei ist nichts Merkwürdiges, das kommt häufig vor.“

„Zugegeben. Doch was that Euch jener Unglückliche, den Ihr bei meiner Ankunft verfolgtet und . . .“

„Mir selbst nichts — unterbrach er mich lachend. — Allein er hatte eine Perle von großem Werthe entwendet und wollte sie als sein Eigenthum nach Espiritu Santo mitnehmen, die ich ihm als „Capataz“ entreißen mußte.“

„Das war aber keine leichte Sache, wie ich sah.“

„Pah! Sie werden auch bemerkt haben, wie ich ihm unter der See die Arme gebunden hatte und trotz seinem Geschrei, brachte später eine gute Dosis Schildkrötenfett seine Herstellung rasch zu Stande. — Das ist ein Fall, der ebenfalls sehr häufig vorkommt.“

„Doch zu den allersehrsten Fällen dürfte es gehören mit einem Tintorera, um eines andern Leben willen, in der See zu kämpfen!“ warf ich hin.

Bei diesen Worten erzitterte die junge Indianerin und aus ihrer unverkennbaren Gemüthsbewegung ging hervor, daß meine unbesonnene Erwähnung irgend eine traurige Erinnerung wieder aufgeweckt hatte. Auch José saß unbeweglich da, den bittenden Blick seines jungen Weibes mit Härte erwidern, endlich ihr Zeichen gebend, sich zu entfernen. Mit der Folgsamkeit einer Indianerin gehorchte sie und begab sich in ein anderes Gemach.

Kaum hatte sie sich entfernt, so verklärte ein Ausdruck wilder Freude das Gesicht José's und er sagte: „Wie es kommt, weiß ich nicht; doch gerade heute fühle ich mich ganz besonders aufgelegt zu einem Geständniß!“ Bei diesen Worten trank er ein Glas Masfal aus und sprach dann weiter: „Nicht wahr, Sie werden in acht Tagen abreisen?“

„Vielleicht schon früher.“

„Gut, Sie sollen meine Geschichte wissen; folgen Sie mir!“

Als wir vor die Hütte getreten waren, blickte er zum Himmel und sagte: „Der Coromuel weht, nehmen Sie Platz auf diesem Baumstamm. So, hören Sie meine Geschichte. Es war im vorigen Jahre zur Fischzeit, als ich fast immer mit einem Manne zusammen kam, der, wie ich, ein Taucher war und vorgab, zu keiner Familie zu gehören; er nannte sich Rafael. Auf dem Waschplatze oder unter dem Wasser, kurz überall trafen wir uns, und diese häufigen Begegnungen erweckten bald in mir eine innige Freundschaft für ihn, besonders da ich ihn noch wegen seiner großen Gewandtheit achten mußte. Auch sein Muth stand dieser Gewandtheit nicht nach; denn die Haifische kümmerten ihn nicht, weil er — wie er mir sagte — einen eigenen Blick sie zu firiren oder einzuschüchtern hatte; kurz es war ein tüchtiger Taucher, ein gewandter Arbeiter und ein recht unterhaltender Kamerad.“

Eine Zeitlang ging alles gut, bis sich ein junges Mädchen mit ihrer Mutter in Espiritu Santo niederließ, welche ich bei einem Geschäft mit den Rescatadores zufällig zu sehen bekam. Ich verliebte mich sogleich leidenschaftlich in sie, und da mir ein nicht unbedeutender Ruf vorausging, so schien sie, wie ihre Mutter, mich nicht mit ungünstigen Augen anzusehen. Von nun an schwamm ich jedesmal sobald unsere Tagesarbeiten fertig waren, zur Insel hinüber und verließ jedesmal Nachts um ein Uhr wieder Espiritu Santo, ohne daß jemand dießseits nur meine Abwesenheit geahnt hätte.

So war einige Zeit mit meinen nächtlichen Ausflügen vorübergegangen, als eines Morgens, da ich mich gerade zur Fischerei begeben wollte, eines jener alten Zauberweiber mir begegnete, die Sie bei unseren Arbeiten am Ufer bemerkt haben werden. Auch diese alte Thörin glaubte, sie habe die Macht die Haifische zu besprechen; sie hatte sich in der Nähe meiner Hütte niedergelassen und schien mich zu erwarten. Als ich nahe kam, sagte sie zu mir:

„Sei mir gegrüßt, mein Sohn José. Ich habe Dir was Wichtiges zu sagen und zwar in Deinem eigenen Interesse.“

Erstaunt fragte ich: „In meinem Interesse?“

„Gewiß, oder willst Du leugnen, daß Dein Herz in Espiritu Santo weilt? Leugnen, daß Du jede Nacht den Paß durchschwimmst, um die zu sehen, die Du liebst?“

„Wer sagt das?“

„Ich weiß es. Da aber dieses Unternehmen doppelt gefährvoll für Dich ist, weil die Haie, welche wir mittelst unseres Gesanges am Tage einschläfern, bei Nacht ungefesselt auf Beute herumschwärmen, auch am jenseitigen Strande noch weit gefährlichere Feinde auf Dich lauern, so wollte ich Dir gegen diese Gefahren meine Hilfe anbieten.“

Meine einzige Antwort war ein verächtliches Lächeln, worüber die alte Indianerin wüthend wurde und mit zornglühenden Augen schrie: „Da Du ein Ungläubiger bist und wähnst, daß ich ohne Macht sei, so gibt es Andere, die sie besser anerkennen!“

Bei diesen Worten hatte sie ein kleines Leinwandsäckchen aus der Tasche gezogen und zeigte mir unter mehreren kleinen Perlen eine ziemlich große von der Form eines Kürbises und herrlicher Farbe. Es war ein Geschenk, das ich Jesusta, meiner Geliebten, gemacht, und die Alte fragte höhnisch: „Kennst Du sie?“

„Wer hat sie Dir gegeben?“ schrie ich sie an

Einen Blick des Hasses auf mich werfend, sagte die Alte: „Du fragst, wer mir die Perle gegeben? Nun, ein junges Mädchen, das schönste an diesen Küsten; ein junges Mädchen, welches den Glanz und das Glück eines Menschen ausmacht, und das meine Hilfe ansprach, meine Hilfe, die Du verachtetest, die sie aber nachsuchte, um einen Mann zu erringen, den sie leidenschaftlich liebt!“

„Sein Name?“ schrie ich mit gewaltigem Herzklopfen.

„Paß, was geht das Dich an!“ — lachte höhnisch die alte Zauberin — „da Du doch nicht der bist, den sie liebt.“

Ich weiß freilich nicht, was mich damals zurückhielt, die Alte unter meinen Füßen zu zertreten. Doch nach kurzer Ueberlegung überwand ich meine Aufwallung, kehrte ihr den Rücken und sagte kalt: „Geh' nur, alte Närrin und Lügnerin!“ und ging dann selbst zur Fischerei.

Nach einem mir ewiglang dünkenden Tage, ging ich wieder wie gewöhnlich zu Jesusta und ihr Anblick und ganzes Benehmen ließen mir alle diese Anklagen wieder vergessen. Ich glaubte, die Alte hatte sich an mir für meine Verachtung ihrer Zauberkräfte rächen wollen und schickte mich an in meine Wohnung zurückzukehren. Dunkel und umwölkt war der Himmel, doch nicht so dunkel das Meer, daß ich nicht einen schwarzen Punkt erkannt hätte, der dem Schwimmen nach nur ein Mann sein konnte. Dieser Schwimmende kam von meinem Ufer her und plötzlich fuhren mir jene Worte der Alten durch den Kopf, welche sie zu mir gesprochen und eine schreckliche Bangigkeit befiel mich. Vor einem Feinde kannte ich keine Furcht, aber der Gedanke an einen Nebenbuhler war mir schrecklich. Ich mußte den Schwimmer kennen lernen, ließ mich — um nicht gesehen zu werden — still in die Wellen gleiten und beschloß, während er oben schwamm, ihn unter den Wogen des Meeres zu begleiten, um genau sein Thun zu beobachten. Das Blut stieg mir dabei so zu Kopfe, daß es mir unmöglich war, inmitten dieser Finsterniß etwas weiter als ein phosphorartiges Leuchten, Vorbote eines nahenden Gewitters, zu erkennen. Dennoch setzte ich meinen Weg gegen das Ufer von Espiritu Santo fort bis ich nach einigen Minuten wiederum den Kopf des Schwimmenden entdeckte, der mit einer Schnelligkeit durch die Wogen glitt, daß ich kaum zu folgen vermochte. Unter allen denen, die ich kannte, war nur einer, der mir

an Schnelligkeit gleich kam; ich verdoppelte meine Anstrengung und war auch bald ihm so nahe, daß ich etwas anhalten mußte. Endlich sah ich ihn den Felsen erreichen, sah, wie er hinaufstieg, und beim Scheine eines Blickstrahles, der das weite Meer und den Uferplatz erleuchtete, erkannte ich Rafael.

„Es könnte sein — dachte ich — daß wir auch in der Liebe zu Jesuſita, so wie sonst überall ebenfalls zusammentrafen.“ Dennoch fühlte ich, wie sich der bitterste Haß in meine Brust senkte und wie ich in Gedanken die Worte murmelte: „Rafael, möchten wir kein zweites Mal auf diese Weise zusammentreffen!“ und dennoch trafen wir in der Folge nochmals zusammen.

„Für diesmal ließ ich ihn weiter gehen, und folgte ihm genau mit meinen Blicken. Er ging den Weg, den ich gewöhnlich alle Tage machte, — klopfte leise an die Thür derselben Hütte, welche ich nur zu gut kannte, und trat endlich ein und verschwand. Da schien es mir einen Augenblick lang, als ob der Wind über den Meerespiegel zu mir das höhnische Lachen der alten Here mit den Worten trage: „Was geht's Dich an, da Du ja nicht der bist, den sie liebt?“ Ich wählte ihre dürren Arme am jenseitigen Ufer zu sehen, wie sie nach der Hütte Jesuſita's wiesen, und jetzt folgte ich mit dem Messer in der krampfhaften Faust der Spur meines Nebenbuhlers. Mit wenigen Sprüngen hatte ich die Thür erreicht, vernahm aber weiter nichts als leise Worte, ohne sie zu verstehen. Da ich den Entschluß faßte, meinen lästigen Nebenbuhler auf die Seite zu schaffen, wurde ich ruhiger und überlegte nun wie ich dies, ohne das Gesetz dabei zu übertreten, bewerkstelligen könne, und dazu fand ich nur einen Weg.

Der Gerichtshof hat einen Befehl erlassen, der allen Tauchern und Fischern anbefiehlt, die Spitzen ihrer Messer abzuschleifen und jeden mit der Todesstrafe bedroht, welcher in einem Streite seinem Feinde eine Stichwunde beibringt. Einige Zeit nach diesem Befehle wußte einer der Unsrigen, der mit einem Freunde Unannehmlichkeiten hatte, nichts Besseres zu thun, als diesem mit seinem Messer den Bauch aufzuschlitzen. Diese Geschichte machte viel Aufsehen, und obschon der eine so arm wie der andere war und beide nicht einmal das Stempelpapier bezahlen konnten, mußte dennoch der Alkade einschreiten. Er ließ den Mörder vor sich kommen, wies ihm als einzigen Beweis — da der Ermordete bereits begraben war — das Messer vor, und nachdem der Bando des Gerichtshofes verlesen worden, sagte der Alkade zu dem Angeklagten: „eine Formalität wäre nur noch zu beobachten, nämlich die, ihn zum Tode zu verurtheilen,“ da entgegnete dieser aber scharfsinnig: „daß jene Wunde, welche er dem Getödteten beigebracht, eine Schnitt- und keine Stichwunde sei, er also das Gesetz durchaus nicht verletzt habe.“ Von der Wahrheit dieser Worte betroffen, verwies ihm der Alkade seine Lebhaftigkeit und ließ ihn zu seinen gewöhnlichen Arbeiten zurückkehren; „denn — sagte er — ich kenne kein weiteres Gesetz als den Bando, der den mit dem Tode bestraft, welcher eine Wunde mit einem spitzigen Messer beibringt, nicht aber darüber etwas sagt, wenn solche mit einem Messer ohne Spitze beigebracht wird.“

Ich erinnerte mich recht gut dieser Geschichte, als ich mein Messer, das ich an der Stelle der Astaca am Gürtel trug, zog, und obgleich dasselbe sehr spitzig war, ging ich dennoch darauf aus, das Recht auf meiner Seite zu haben. Da entschloß ich mich, die Spitze abzubrechen, stellte mich aber dabei so ungeschickt, daß ich die Klinge fast am Hefte abbrach und mir nichts als ein unbrauchbarer Stumpf blieb. Eine andere Waffe zur Vollführung meiner Rache hatte ich nicht, deshalb rannte ich zum Hafenplaz zurück, bestieg ein Boot, das gerade dalag, durchschiffte, da die Wuth mir Niesenkräfte verlieh, rasch den Kanal, holte von meinem Hause ein anderes Messer, und ohne daran zu denken, die Spitze abzubrechen, steuerte ich rasch nach Espiritu santo zurück. Jetzt begann

sich ein heftiger Wind zu erheben und in der Dunkelheit erschienen die brechenden Wellen wie Feuergarben. Traurig wehte die Gariota über die Felsen hin, Seewölfe heulten in der Finsterniß, von Zeit zu Zeit vermischt mit den melancholischen und jammernenden Lauten Mauati, in die das Heulen des Windes wie leises Klagegeschrei mit einstimmt. Plötzlich aber erreichte ein anderer Laut, der mir aus dem Meere zu kommen schien, mein Ohr. So aufmerksam ich auch hinhorchte, trieb ein Windstoß rasch alle diese Töne des Meeres hinweg, und schon glaubte ich mich geirrt zu haben, als sich derselbe zum zweitenmale, und gerade in der Richtung gegen mich, deutlich hören ließ. Dießmal war der Ton nicht zu verkennen, denn es war ein Schrei der höchsten Angst, der durchschneidende Ruf eines menschlichen Wesens in der höchsten Noth, und da die Stimme von Espiritu Santo kam, so vermuthete ich natürlich, es müsse Rafael sein, der um Hilfe rief. Um mich von meiner Vermuthung zu überzeugen, stellte ich mich aufrecht in meinem Boote, schaute jedoch vergeblich in die Dunkelheit der Nacht, weil ich auf dem dunklen Wellenspiegel nichts zu erkennen vermochte. Plötzlich hörte ich von Neuem rufen und vernahm diesmal deutlich: „Oh! ein Boot. Um Gotteswillen! he!“ Es war die Stimme Rafael's!

Plötzlich unterbrach sich José selbst und frug mich, unruhig umherblickend: „Hören Sie keinen Seufzer?“

Ich verneinte, denn außer dem Wellenschlage der Brandung, dem Rufe des Austerfängers, dem Flügelschlage eines Vogels, der von dem Felsengipfel nächst der Hütte aufflog, war nichts zu hören.

„Ich habe geglaubt einen Seufzer aus dem Innern meiner Hütte zu hören — nahm der Taucher wieder das Wort. — Ha, Signor! Sie werden die Bläse wohl bemerkt haben, die das Antlitz Jesuista's bedeckte — denn von ihr ist hier die Rede — als Sie früher erwähnten, was ich Ihnen eben mittheile. Trotz aller Versicherungen Jesuista's habe ich meinen Verdacht wegen Rafael nie zu beseitigen vermocht.“

José seufzte schwer auf und fuhr dann fort: „Man kann einem Feinde bald den Tod schwören und gegen ihn leicht eine gerechte Ursache tödtlichen Hasses haben. Wenn aber in einer finstern Nacht wie diese dessen Stimme aus der Tiefe des Meeres, wo eine Bevölkerung von Ungeheuern haust, heraufstönt, und wenn diese Stimme die eines beherzten Mannes ist, welche in Todesängsten zittert, so liegt in einer solchen bangen Klage eine geheime Gewalt, wobei sich das Herz im Leibe umkehrt. Ich erbebe!“

José senkte nach diesen Worten wie ein Verbrecher, der seine Schuld bekennt und darüber erröthet, die Augen; dann aber nahmen seine Gesichtszüge den Ausdruck gräßlicher Wildheit an, den sie bis zum Schluß der Erzählung behielten. Er fuhr fort: „Ich hörte die Wogen mit aller Gewalt schlagen und ruderte rasch nach dieser Stelle. Bald bemerkte ich weißen Schaum, der in die Höhe spritzte und inmitten dieses Regens Rafael, welcher von den Wellen umhergeworfen wurde. Doch anstatt mit aller Kraft eines Schwimmers rasch meinem Boote zuzuschwimmen, blieb er zu meinem Staunen unbeweglich am Platze, woran, wie ich sogleich bemerkte, ein phosphorartiges Licht Schuld war, das nicht weit von ihm entfernt, langsam unter Wasser auf ihn zukam.“

„Was war's?“

„Eine Lintorera, und zwar eine von den größten!“

„Ihr warft Euch sogleich in's Wasser, um Euren Nebenbuhler zu retten?“

„O nein, noch nicht — erwiederte der Taucher mit einem Lächeln — das wäre zu früh gewesen. Ein Rudererschlag brachte mich ihm näher, und er stieß einen Schrei aus, als er mich erkannte, denn sprechen konnte er nicht, so sehr hatten Angst und Ermüdung ihn ergriffen. Mit der letzten Anstrengung warf er seine Hände auf den Rand meines Bootes und seine Arme vermochten kaum noch das Gewicht seines Körpers zu erhalten.“

Seine durch den Schreck verglasten Augen blickten mich dann mit einem eigenen Ausdrücke an, worauf ich seine Hände ergriff, und diese fest an die Seite meines Bootes drückte. Während dessen war die Tintorera immer näher und näher gekommen und ein Augenblick, ein einziger Augenblick entschied! — Rafael's Weine blieben unbeweglich, ein schrecklicher Schrei durchschnitt die dunkle Nacht, seine Augen schlossen sich, seine Hände erschlafften und der obere Theil des Körpers fiel in's Meer; der Haißfisch hatte ihn zerbitzen!

„Ohne daß Ihr ihn retten konntet?“

„Zum Teufel! Es ist vielleicht möglich, daß ich ihm in diesem Falle nicht die Hilfe angebeihen ließ, welche er von einem andern, als mir hätte erwarten können; doch das begreift sich.“

„Die Hand auf's Herz!“

„Vielleicht, daß ich ihm in meiner Aufregung die Hände zu sehr zusammengedrückt hatte.“

„Ohne böse Absicht?“

„Je nun — erwiderte der Laucher mit schneidender Stimme, wobei er knirschend die Zähne zusammenbiß — ich glaube, daß ich ihn abhielt, das Boot zu besteigen.“

„Und habt ihr Euch das nie vorgeworfen?“

José, welcher während einiger Minuten eine Cigarre rollte, schien sehr erstaunt über diese Frage, sein Gesicht zuckte wie von Blitzen und er entgegnete: „Caramba! Der Alkade hatte kein Recht mich zu strafen, denn der Bando sagt nichts von einer Tintorera, also . . . doch, hören Sie weiter! In demselben Augenblicke, wo Rafael unter dem Wasser verschwand, stürzte ich mich selbst hinein.“

Verwundert über diese Sonderbarkeit, starrte ich fragend José an.

Dieser fuhr fort: „Ich hatte tausend Gründe so zu handeln. Obschon diese Tintorera mich eines Nebenbuhlers entledigt hatte, der mir sehr verhaßt geworden war, so ärgerte es mich dennoch, mit welcher Impertinenz sie den armen Rafael zerbiß; mein Ehrgefühl als Laucher wurde dadurch verletzt, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß ich einer der Capataz bin. Dann war noch zu bedenken, daß der Hai, welcher einmal Menschenfleisch gekostet hat, ein sehr gefährlicher Feind wird; außerdem bedachte ich auch, daß wenn ich diese Tintorera erlegte, weder das Gericht, noch der Alkade Rechenschaft über meinen Freund verlangen konnten. Kennen Sie die Sitten dieser Haie?“

Ich verneinte bescheiden diese Frage.

„Nun nichts versteht die Tintorera — nicht die gewöhnlichen Haißfische — in größere Wuth, als eine Gewitternacht, ähnlich jener, wo ich meinen Nebenbuhler sterben sah. Eine klebrige Masse, welche aus mehreren Oeffnungen aus der Schnauze des Haißfisches herausströmt, verbreitet sich auf der ganzen Haut und macht ihn dann erglühen wie eine Feuerfliege, besonders aber, wenn der Donner rollt; je dunkler die Nacht ist, desto feuriger glüht die Tintorera. Zum guten Glück sehen dann diese Ungeheuer sehr schlecht und ein ruhiger Schwimmer hat das vor ihnen voraus, daß er sie sieht ohne gesehen zu werden; dazu kommt noch, daß sie sich auf den Rücken legen müssen, wenn sie Jemanden fassen wollen und Sie werden daher leicht begreifen, daß ein beherzter und gewandter Schwimmer viele Vortheile über sie hat.“

Ich tauchte nicht sehr tief unter; einmal um mich nicht zu sehr zu ermüden und um überhaupt einen freien Blick sowohl über, unter, als neben und um mich besser werfen zu können. Ober mir schlugen die Meereswogen brausend aneinander und wie des Donners Rollen tönte der Lärmen; Feuerstrahlen umzuckten mich wie Blitze in jeder Richtung, als befände ich mich in einer schauerigen Gewitternacht am Lande, während doch in meiner Nähe alles ruhig war und nur die laue See mit meinem Körper spielte.

Zufällig berührten meine Kniee einen schwarzen Körper unter mir und — ich erkannte die Ueberreste Kafael's! Man hätte bald glauben sollen, wir müßten uns ewig begegnen.

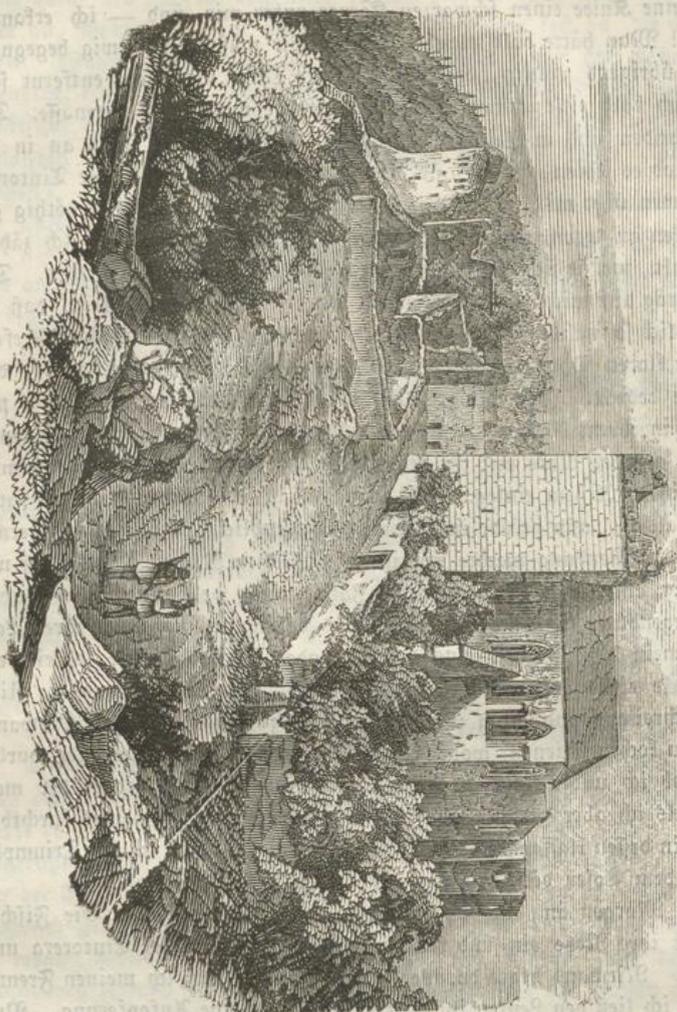
Ich vermuthete übrigens richtig, daß das gesuchte Thier nicht sehr entfernt sein könne und bemerkte auch bald eine immer größer und größer werdende Feuermasse. Die Tintorera und ich befanden uns in gleicher Wassertiefe, sie fing jedoch schon an in die Höhe zu schwimmen und es schien, als ob sie mich witterte. Ich wollte der Tintorera nicht den Vortheil gönnen über mich zu kommen, denn alsdann hätte sie nicht nöthig gehabt sich auf den Rücken zu legen, um mir das Loos Kafael's zu bereiten. — Ich zählte jedoch auf den Zeitpunkt, wo sie sich anschicken würde, dieses Manöver zu machen. Die Tintorera schwamm schräg auf mich zu und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich mich in einem Augenblick so nahe bei ihr befand, daß ich an ihre bräunlichen Kiefern anstriefte und bei dem klaren Phosphorschein ihres Leibes das Häutchen erkannte, das ihre Augen zur Hälfte bedeckt. Ich sah graulich-blaue Fleischmassen, welche sie mit wohlküstigem Behagen in ihrem Rachen zermalmt und diesen öfter auf und zu klappte, als mein Kopf sich in gerader Linie mit ihr befand und ihr trüber gläserner Blick mich traf, so daß ich sogar ihren Athem einsog. Ich schwamm in der Richtung etwas parallel, aber etwas höher als sie, und gerade in demselben Augenblicke als ich ihren silbernen Leib erglänzen sah, sie die Wendung machte und ihren gräßlichen Rachen öffnete, der wie eine Scheere aufgesperrt, eine lange Reihe scharfer Zähne wies, welche in dichten Reihen starteten, in diesem Augenblicke stieß ich das für Kafael bestimmte Messer in ihren Leib und zwar so tief als mein Arm reichte. Aus der klaffenden Wunde spritzte sogleich ein Blutstrom von der Dicke eines Armes, und die Tintorera, zum Tode verwundet, stieß einen schauerhaften Schrei aus und schlug zweimal in Todeszuckungen mit dem Schwanz die Wogen, daß diese zu kochen schienen, wobei ich glücklicher Weise nicht getroffen wurde. Eine Minute lang blieb ich unbeweglich und blind von dem blutigen Regen, der meinen Körper bedeckte, als ich aber gleich darauf die schwimmende Leiche meines furchtbaren Feindes erblickte, in dessen klaffender Wunde die See spielte, stieß ich ein Triumphgeschrei aus, das trotz dem Losen des Sturmes auf beiden Inseln gehört wurde.

Schon brach der Morgen an, als ich erschöpft das Ufer erreichte. Die Fischer zogen zu derselben Zeit ihre Netze ein und fanden darin den Körper der Tintorera und die Ueberreste Kafael's. Niemand hegte darüber einen Zweifel, daß ich meinen Freund hätte retten wollen und ich ließ den Leuten ihr Entzücken über meine Aufopferung. Nur ein einziges Weib bezweifelte die Wahrheit und Sie haben sie erbleichen sehen bei der Erinnerung an jene Nacht. War das vielleicht der Schmerz über Kafael's Tod? oder der Gedanke an die Gefahr, die ich bestand? Und dies ist es, was ich mir nicht erklären kann und was mir keine Ruhe läßt. Hiermit kennen Sie allein, Signor, die Einzelheiten meiner Geschichte und werden darüber schweigen."

Ich bejahte dies. Bei Tagesanbruch nahm ich Abschied von meinem Wirth und begab mich an Bord.

„Nun Sir“ — sagte der Steuermann — werden Sie jetzt erstaunen, wenn man wieder einmal von José spricht? Was denken Sie von ihm?“

„Daß er ein sehr treuer Freund ist!“ — warf ich hin.



### Klingenberg

drei Stunden nördlich von der Kreisstadt Pisek entfernt, ist eine der ältesten und interessantesten Burgen Böhmens und deren Grundmauern mindestens sieben Jahrhunderte alt. Der Name „Klingenberg“ oder böhmisch „Zwilkow“ kommt schon in den ältesten Urkunden vor. Ob die Burg im dreizehnten Jahrhundert von den nur etwa 80 Jahre in Böhmen hausenden Tempelherren in Besitz genommen war, was ältere Chroniken behaupten, scheint zweifelhaft.

Die Lage der Burg ist eine so romantische, wie sie wohl nur selten gefunden wird. Sie liegt auf einer 30 Klafter hohen, umfangreichen Felskluppe, die sich lang und keilförmig von Süden nach Norden erstreckt, deren Fuß westlich von dem Flusse Wattawat und östlich von der Moldau bespült wird, welche sich hier vereinen. Beide Flüsse kommen wild und rasch zwischen den mit Nadelwald bewachsenen Felsufeln dahergerauscht und deren Brausen verhallt auf der Burghöhe in ein sanftes Rauschen, in welches das Geklapper einer Mahl- und Breitmühle, welche man dort anlegte, mit einstimmt.

Eine alte Sage erzählt die Entstehung der Burg Klingenberg auf folgende Weise:

Die Tochter eines heidnischen Herzogs von Böhmen knüpfte mit einem angesehenen Wladysken ihres Vaters ein geheimes Liebesverhältniß an, und da Beide voraussahen, daß der Herzog dieses Bündniß nie billigen würde, entflohen sie, erreichten nach tagelangem Herumirren einen großen Wald, erbauten sich dort in der Nähe eines Wildbaches eine Hütte und verlebten in gegenseitiger Liebe ihre Tage. Der alte Herzog, durch den Verlust seiner einzigen Tochter sehr niedergebeugt, sucht Erholung und Trost auf großen Jagden, kömmt so, nach Verlauf einiger Jahre, indem er einen Hirsch verfolgt, in jene Gegend, wo unser Pärchen haust und erblickt plötzlich in dieser Wildniß zwei zarte Kinder welche Waldfrüchte suchen. Darüber erstaunt, redet er diese furchtsamen Kleinen liebreich an, läßt sich von ihnen zu ihrer Eltern Hütte leiten und erkennt in deren Mutter seine schmerzlich vermiste Tochter. Er verzeiht dem Eidam und der Tochter, verlangt jedoch, daß diese ihm nach dem W y s s e h r a d folgen sollen. Die Liebenden können sich aber hierzu nicht entschließen, denn diese einsame Stelle, der Zeuge ihres häuslichen Glückes, hat für sie einen höheren Werth als die glänzende und prunkende Welt und sie bitten den Vater so lange, bis er endlich den Wunsch ihres Hierbleibens gewährt, jedoch, um seine Tochter anständig versorgt zu wissen, auf der nächsten Felskluppe eine Burg, nämlich „Klingenberg“ erbaut. — Dies die Sage. —

Die Lage der Burg war für ihre Zeit eine ungemein feste, denn nur an der Südseite hängt die Spitze des keilförmigen Felsenrückens, der hier in furchtbaren Granitblöcken einen rauhen Felskamm bildet, mit der sich weiter hinziehenden Hochebene zusammen. Eine tiefe und breite Schlucht, absichtlich in die Steinmasse gesprengt, trennt die Burg von der näheren Umgebung, nur auf einer steinernen, aus sechs Bögen bestehenden Laufbrücke, früher Zugbrücke, vermag man den Eingang — ein thurmartiges, jetzt immer offenes Thor, woran sich die äußerste Ringmauer anschließt — zu erreichen. Durch einen engen Zwinger, an dessen rechter Seite ein 18 Klafter hoher Wartthurm liegt, kömmt man zu einem zweiten Thor, und betritt nun den geräumigen Burghof, in welchem sich die eigentlichen Schloßgebäude sammt allen ihren Bestandtheilen ausbreiten. Rechts zieht sich eine begraste Lehne aufwärts, auf deren äußerster Spitze der Wartthurm prangt, dessen originelle Form dem Beschauer gleich auffällt; denn während er nach Norden in seinem Innern ganz rund erscheint, läuft gegen Mittag seine Form in eine äußerst scharfe Kante aus; höchst wahrscheinlich war diese Bauart darauf berechnet, die Kraft der gegen diese Mauern gerichteten Geschosse zu brechen und schadlos an der flachen Wand abgleiten zu lassen. In dem ehemaligen Thurmverließ fand man außer mehreren menschlichen Totengebeinen auch das Skelet eines wahren Ungethüms, wahrscheinlich das eines ungeheuer großen Bären, der muthmaßlich dazu bestimmt war, jene Unglücklichen, welche diese unterirdischen Räume betreten mußten, zu zermalmen.

Sehr zu bedauern bleibt es, daß der vaterländischen Kunstgeschichte durch die beinahe gänzliche Zerstörung mehrerer Wandgemälde, auf nassem Kalk gemalt, wovon noch einzelne Trümmer im schönsten Farbenglanze schimmern, entzogen wurde. Dergleichen Gemälde finden sich auf verschiedene Stellen der Burg vor, ja man findet einige, wo noch frühere Malereien mit Kalk- und Gypsmassen überworfen, und dann wiederum darauf neue Bilder angefertigt worden sind. Ueber einem kleinen, eng vergitterten Fenster liest man folgende alte Inschrift:

„Letha 1597. Ja Jan Antonin Blach Saused w Mieste Miliwsku, Prowinil sem se zde na Zamku Zwikowe od Brozeneho Pava Pana Jana Girziho z Swamberka na Konsperce a na Miliwsku, Wysofci Cysarske — —“ das Weitere ist durch eine ungeschickte Hand ganz verwischt.

Auf dem Thurm in der ehemaligen Wächterwohnung, neu hergestellt im fünfzehnten

Jahrhundert durch Heinrich von Schwarzenberg, erblickt man am schwarzen Gebälk die Jahreszahl 1497 und knapp unterm Dache an der Außenmauer eine rothe fünfblättrige Rose und einen Schwan, das Stammwappen der zu jener Zeit eng verwandten Häuser von Rosenbergs und Schwarzenbergs. Auch trifft man hier und da die Uebersetzung lateinischer und böhmischer Inschriften, die aber nicht mehr vollständig zu entziffern sind. Nur in einem Saale, im ersten Stockwerke, trifft man noch ziemlich gut erhaltene Wandbilder in merkwürdig bunter Darstellung. Man erblickt vier weltliche Churfürsten mit ihren Wappen zu Füßen, und zwar im vollen Krönungsornate mit Spruchbändern über dem Haupte. Ferner fünf tanzende Paare in mehr als halber Lebensgröße, einen Musiker mit Querpfeife und einen andern mit einem Tambourin, nach deren Musik sich die Tanzenden zu bewegen scheinen, deren Reigen ein Narr, erkennbar an seiner Felsknäuel eröffnet. Bei dem Pfeifer ist ein Fuß grün und der andere gelb und grün, der Länge nach getheilt, bei dem Tambourinspieler ein Fuß schwarz und der andere weiß. Die übrigen Wände sind mit kühnen und frei geschlungenen Arabesken grün und schwarz bemalt und in den Fensterischen noch einige männliche und weibliche Figuren angebracht. Auch befindet sich auf dem Thurm ein Zimmer, von dessen Decke eine 13gliedrige, etwa 5 Schuh lange Eisenkette mit einem Ring herabhängt, woran im Jahre 1248 die böhmische Krone befestigt gewesen sein soll, als die Fehde zwischen König Wenzel I. und seinem Sohne Přemysl Ottokar wüthete. Am meisten wird man jedoch von der 18 Schritt langen, 11 Schritt breiten, mit alten gothischen Gemälden versehenen St. Wenzels-Kapelle gefesselt; zwar kommen diese Darstellungen den Karlsteiner Bildern an Kunstwerth nicht gleich, allein sie gewähren doch dem wahren Kenner einen hohen Genuß. Dies gilt auch von einigen Spuren der herrlichsten purpurrothen Glasmalerei, welche man in den gothischen Fensterverzierungen noch antrifft.

Klingenberg war von jeher eine landesfürstliche Burg, welche schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ihre eigenen Burggrafen hatte, und wurde späterhin eine von jenen Burgen, die bestimmt waren, den Moldauzoll von jedem Flosse Holz zu erheben, das herabgeschwemmt wurde.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die ganze Genealogie aller jener edlen Geschlechter, welche Klingenberg inne hatten, genau wieder geben. Im Jahre 1802 ging durch Erbschaft die Herrschaft Worlik, wozu Klingenberg gehört, an den Generalissimus Fürsten Karl zu Schwarzenberg über, und der humane Fürst ertheilte sogleich den Befehl, die altehrwürdigen Reste der Burg vor jeder weitem Zerstörung zu schützen, damit auch fernere Geschlechter sich noch an deren Beschauung erfreuen könnten.

Stufe stehender Großen. Sie sagte zu einer ihrer Hofdamen: „Mein Gemahl, der König, ist heute so düster und niedergeschlagen. Wenn uns nur kein Unglück droht. Sie glauben mir nicht, meine Damen, wie bange mir ist, wenn ich an die schrecklichen Stunden zurückdenke, welche ich schon durch die Sorge für das Leben meines Gemahls, des besten der Väter verbrachte. — Ist es wohl möglich, daß es solche Herzen und Menschen geben kann — frage ich mich oft — welche schonungslos ein Mordgewebe um einen, unter tausend Mühseligkeiten und Drangsalen für's Vaterland ergrauten Mann spinnen und dann gierig und mit Henkerlust den parriciden Dolch in die Brust ihres Königs tauchen können? Wieviel tausend der ausgedachtesten Vorsichtsmaßregeln waren seit einer Reihe von Jahren erforderlich, das Leben des Königs zu schützen. Wohin sich mein Gemahl begibt, folgt ihm die Wachsamkeit der Polizei, und seine Minister bangen für ihn. O, ein solches Leben ist wahrlich nicht beneidenswerth! Lassen Sie uns, meine Damen, sein Leben Dem empfehlen, der es allein zu schützen vermag! Wie lebte ich in diesem Schlosse einst so harmlos, als mich noch meine Kinder scherzend umgaukelten, als mich noch nicht die Intrigue des Hofes, die rebellische Furie des Parteigeistes und Partehasses umgaben. O du Arkadien meines ehelichen Glückes! — Aber ich ahnte es, als man meinem Gemahl die Krone Frankreichs antrug, welches Glitterglück uns erwarte!“

Die Silberpappeln säuselten traurige Weisen wie Nelpomenens Klage, und des Baches Gemurmel verlor sich in den Moll-Accorden der singenden Philomela. Es war ein eigener Tag, dieser 13. Juli. Nicht in Paris allein, sondern auch in der Umgegend und auf dem Lande bemerkte man eine gewisse Düsternheit, Ruhe und Niedergeschlagenheit der Leute.

Wem diese unheimliche Stimmung am meisten auffallen wollte, der durfte nur in den Krämerladen des Hrn. Le Busie in Sablonville treten und sich dort für einige Sous Tabak, oder was ihm sonst beliebte, kaufen. — Hr. Le Busie, sonst ein gefälliger, höchst zuvorkommender Mann gegen Alt und Jung, war heute wie ein umgekehrter Handschuh. Mochte die Ruhe der Käufer schon viel dazu beitragen, oder ihn ein Familienunfall in diese Verstimmung gesetzt haben, er wußte es selbst nicht, was es sei und wie ihm zu Muthe war.

Jeder Mensch hat ja seine Launen und Hr. Marchand Le Busie war auch nicht ganz frei davon, brachte sonst aber solche nie in seinen Laden mit, wo ihn Käufer erwarteten. Heute jedoch konnte er sich nicht verstellen, weil das unerklärliche ihn ängstigende Gefühl über seine Kräfte ging. Seine Brille, welche ihm stets auf die Nasenspitze vorrutschte, war ihm noch nie so unbequem wie heute; sonst setzte er sie jedesmal unwillkürlich wieder zurecht, heute aber taugte sie gar Nichts. Sein Taschentuch aber hing jeden Augenblick ellentlang aus dem alten Hausrocke, welcher das Alter des Etablissements hatte.

Kam er zurück in das Comptoir, welches zugleich das Wohnzimmer seiner Familie in sich vereinigte, so setzte er sich rücklings auf den Hockstuhl, der vor seinem Bureau stand, was sehr selten geschah. Man glaube aber ja nicht, daß er arbeitete. Er legte den Kopf auf die Hand des auf seinen Schreibtisch gestützten Armes und sah bewegungslos die Zahlen seines Debet und Credit vor sich umherschwimmen. —

Le Busie hatte sich durch sein reelles Betragen in seinem Handel das Zutrauen vieler Gönner in Sablonville, und durch die Aufrichtigkeit und Loyalität seines Charakters die Liebe seiner Bekannten erworben. Seitdem er von Paris hierhergekommen, führte er ein ruhiges, zufriedenes und patriarchalisches Leben. Er war ein glücklicher Familienvater und sah seine väterliche Sorgfalt, die vielen Mühen, die manchmal seine Kräfte übersteigenden Opfer für die Erziehung seiner Kinder auf's Herrlichste belohnt. Ein wohlgerathener, stattlicher Sohn, jetzt im Alter von 30 Jahren, war zum Kenntnißvollen und

welterfahrenen Manne herangereift, dessen Zurückkunft von einer langen Reise, welche er im Auftrage eines der größten Handlungshäuser von Elbendorf nach Ostindien gemacht hatte, er stündlich erwartete.

Seine 17jährige Tochter Virginie, — allgemein in Sablonville als das schöne Krämermädchen bekannt und ebenso geschätzt und beliebt durch ihre Natürlichkeit, als ihre äußere Schmuck- und Prunklosigkeit — hatte die Reize und den Geist seiner vor mehreren Jahren verstorbenen Frau erhalten und war für den alten, vom Unglück hart heimgesuchten Mann ein wahrer Trost für so manchen unerseßlichen Verlust.

### III.

Hören wir jetzt, was der Postillion des Herzogs von Orleans der ihn umringenden Menge unter Schluchzen berichtete:

„Als mir heute früh der Stallmeister befahl, die beiden arabischen Braunen zu schirren, ward mir auf einmal ganz bange, denn mir hatte die vergangene Nacht geträumt, daß ich mit denselben gefahren und sie unaufhaltsam mit mir und dem Prinzen bergauf und bergab, über Hecken und Felder gerannt, bis endlich ein großer, breiter, beinahe unübersehbarer See vor uns lag und die wilden Renner — mir stoß noch jetzt das Herzblut — in blinder Wuth darauf losrasten und mit sammt dem Wagen hineinsprangen. — Die Angst trieb mir Todesweiß aus. Ich sank bis an den Hals in's Wasser und hatte nur noch zu thun, mich über den Wellen zu halten. Da drehte ich, die letzte Kraft zusammenraffend, den Kopf zurück nach meinem Prinzen, und — er war nicht mehr zu sehen, — sondern unter dem Wasser verschwunden! — — die Angst trieb mich in's Leben zurück.“

Mit Erstaunen, ja mit Grauen hörte die den Erzähler umstehende Volksmenge demselben zu.

„Ich befürchte — sagte Le Buste, die Brille auf seine Stirne schiebend und sich eine Thräne aus den Augen wischend — daß dieser Traum ein schauerliches Vorzeichen für uns und für den Kronprinzen war. Auch mir war heute den ganzen Tag über so unheimlich, so bange zu Muth, als drücke mich der Alp. Ja, es war mir, als bliese man mir immerwährend das Wort „Unheil!“ ins Ohr! — Wir sehen es jetzt, daß es eine untrügliche Ahnung war! Wollte nur Gottes Beistand das theure Leben des Kronprinzen uns erhalten!“

„Auch uns erging es heute so!“ antwortete die neugierig mit betrübten Gesichtern umherstehende Menge.

Der Postillion erzählte weiter: „Um halb eif Uhr wurde ich mit dem arabischen Zuge vor die Tuilleries beordert. Der Kronprinz kam schnell die Treppe herab und ging im raschen Schritte durch den Anticorridor auf den Wagen zu, gefolgt vom Kammerdiener. Schon hielt ich die Pferde zusammen und erwartete das Einsteigen, aber der Prinz lief an der Equipage ohne Hutbedeckung vorüber und entfernte sich, dem Louvre zugehend. Als der Prinz in die freie Luft getreten, mußte er erst bemerken, daß er seinen Hut vergessen, und lächelnd ergriff er den Hut des Kammerdieners und setzte ihn auf. „Monseigneur — sagte der alte Diener — gestatten Sie, daß ich gehe. . . .“ — „Ich brauche Nichts,“ antwortete freundlich der Herzog. „Aber dieser Hut. . . .“ entgegnete der alte, im Dienste des Hauses Orleans ergraute Diener. — „Nun, was thut's? — sagte darauf der Kronprinz — glaubst Du, daß ich nicht das Recht habe, den Hut eines ehrlichen Mannes zu tragen?“ — und war gleich darauf meinen Augen entschwunden. Eine starke halbe Stunde mochte es gedauert haben — da kam der Kronprinz

wieder zurück, und ich glaube nicht, daß es ihm irgend ein Soldat in der Geschwindigkeit des Anziehens verthun wird. Kaum glaubte ich, daß er in seinem Saale oben angekommen sein könne, da kam er schon wieder in Uniform umgekleidet zurück und sprang in den Wagen.

„Es war eils Uhr, als ich mit ihm durch die große Pforte der Tuilleries fuhr. So, wie ihr die Equipage hier seht, fährt er am liebsten: ein vierrädriges Kabriolet, in Form einer Kalesche, mit zwei Pferden bespannt. Der Prinz war allein, keiner seiner Offiziere durfte ihn begleiten. Anfangs bemerkte ich, daß er lange in eine Karte sah, es schien mir eine Landkarte zu sein. Hierauf sprach er mit mir auf das Herablassendste und Freundlichste, erkundigte sich nach meinen Eltern und nach den Zuständen meines Dorfes und meiner Heimath. Die Pferde liefen ruhig und gehorchend fort. — Auf der Höhe der Pforte Maillot, zwischen dem Boulogner Wäldchen und der Ebene von Monceaux, wurde das Sattelpferd unruhig. Es hatte sich etwas vom Wagen losgemacht und streifte das Pferd. Bald darauf setzten sich die Pferde in Galopp und sprengten dem Chemin de la Revolte zu. Der Prinz setzte, als er sah, daß ich außer Stande war, die Pferde zu bemeistern, den Fuß auf den sehr niedern Tritt und sprang aus dem Wagen. Seine Füße berührten den Boden, aber die Gewalt des Schwunges brachte ihn zum Wanken, und er fiel mit dem Kopf auf die Steine. Der Sturz war fürchterlich, Angst und Verzweiflung durchschüttelte meinen Körper, weil ich ungewiß blieb, ob der Prinz todt sei oder nicht, denn er lag still da. Meine Pferde rannten unbezwingbar und rastlos fort, bis sie mich jener Stelle, wo der Prinz lag, gänzlich entzogen. Wie der Herzog hieher gekommen, weiß ich nicht, doch Ihr werdet es mir sagen können. Ach, mein armer, mein guter Prinz!“

„Das kann Euch jener Mann, der ein deutscher Arbeiter ist, genau berichten. Er befand sich dicht in der Nähe jener Stelle, wo der Prinz niederstürzte, und hob ihn auf.“

„Aber ich verstehe kein Deutsch,“ antwortete der Postillion.

„Daran dachte ich augenblicklich nicht — entgegnete Le Buste. — Ich war in meiner Jugend in größeren Handlungshäusern Leipzig's und Frankfurt's am Main und erlernte die Sprache. Der Fremde erzählte mir den Verlauf der unglückseligen Begebenheit folgendermaßen: Als jener Deutsche dort den Prinzen stürzen sah, ließ er gleich seine Arbeit liegen und eilte zu Hilfe. Er hob den Prinzen auf und versuchte, ob er ihn nicht wieder zum Bewußtsein bringen könne, aber vergebens. Der Fremde war allein, ganz allein bei unserm Prinzen. Da er also augenblicklich Niemanden um sich sah, so trug er ihn auf einen Platz, der mit Moos bewachsen ist, öffnete ihm das Collet und besprengte seine Stirn und seine Schläfe mit frischem Wasser. Bald darauf kamen einige beurlaubte, alte Soldaten des Wegs von Paris hergegangen, stürzten, sogleich den geliebten Prinzen erkennend, vor Schmerzen neben dem Körper desselben nieder, beweinten dessen hartes Geschick und daß sie nicht helfen konnten. Der Eine öffnete seinen Tornister und holte daraus Leinwand hervor, um die Wunde des Herzogs vom Blute zu reinigen und einigermassen zu verbinden. Der Andere lief in das nahe gelegene Wäldchen und bereitete eine Tragbahre aus einigen Stangen, man bedeckte diese mit Reisern und weichem Moos, legte den Prinzen darauf und trug ihn hierher. Ich vernahm das schreckliche Unglück, rannte hinaus auf die Straße, wo man den Prinzen vorbeitragen wollte und ließ in hier in mein Haus bringen.“

Der Postillion, welcher mit Wangen durch das eine Fenster nach dem Lager seines Herrn schaute, ob dieser sich nicht bewegen oder erheben würde, sagte darauf: „Ja, die Deutschen müssen doch recht gute Leute sein.“

IV.

Jetzt erschien der Dorfarzt. Wohl noch niemals hatte er die Ehre gehabt, einen so hohen Patienten in Behandlung zu bekommen, und er erschrak mehr über den hohen Namen desselben, als über den Unfall. — In aller Eile hatte er sein Aderlaßzeug, — welches er überdem stets bei sich führte und bei allen seinen Kurten anzuwenden pflegte — zusammengerafft und traf beinahe athemlos ein.

Der Herr Doctor Venarius hatte durch diese Art Praxis in der Umgegend einen Ruf im Aderlassen erhalten. Als Virginie bei ihm erschien und ihm das Unglück meldete, hatte der himmellange, Klapperdürre Doctor, der sonst gegen diese die Höflichkeit selbst war und sie gewöhnlich mit einem Streicheln über die Wangen empfing, dieß ganz außer Acht gelassen und war unaufhaltsam dem Hause Herrn Le Busse's zugerannt; respectvoll machte die Menge Platz, als sie den Dorphyppokrates nähern sah.

Beim Eintreten bot er Herrn Le Busse, gegen welchen er immer besonders zuvorkommend freundlich war, die Hand. Diese Freundlichkeit stützte sich aber auf einen speculativen Grund, weil er das hübsche Töchterlein desselben im Auge und Sinne hatte, um diese einst als Frau Doctorin heimzuführen, obgleich Le Busse hiervon durchaus nichts ahnte.

Virginie nannte ihn nur den Doktor Klappersfang und konnte ihn nicht leiden. Kam er des Abends ihren Vater besuchen, so entwickelte er einen Kram menschenheilkünstlicher Vermen, woraus am allerwenigsten Virginie klug werden und sich daran erfreuen konnte. Wenn er an einem Tage die lateinischen Namen der Blutgefäße citirte, so folgten am andern Tage in gleicher Weise die Knochen des menschlichen Körpers und so weiter. Diese fremden Brocken machten ihn in den Augen des Laien zum gelehrten und geschickten Arzte und wenn er in seine Reden die fremden Worte mengte, sagten die guten Leute, er spreche die Doctorsprache, — worauf er sich aber nicht wenig einbildete.

Gravitätisch und mit gelehrter Miene trat Doctor Venarius in das Zimmer, wo der königliche Patient lag und begann seine ärztlichen Manipulationen. Zuerst streckte er seine langen Spinnenfinger aus und betastete den Umfang der Wunde, wusch sie dann reinlich aus und sondirte die Tiefe derselben mit bedenklichem Gesichte, wobei der Prinz immer noch bewusstlos blieb. — Da packte er sein Aderlaßzeug auseinander und ließ ihm zur Ader. Mit welcher Schonung und Angst er jedoch den Prinzen berührte, ging in's Lächerliche. Als aber auch dieses Mittel ohne Erfolg blieb, setzte er Blutegel, ohne jedoch die erwünschte Wirkung hervorzurufen. Welche verschiedene Gemüthsbewegungen in den Herzen der Anwesenden sich herumwälzten, ist unmöglich zu berichten. Dem Doctor Venarius fuhren z. B. schon die Ordensbänder, Glücksgüter und Equipagen im Kopfe herum, wenn er mit seiner Kur den Prinzen herstellte; er sah sich schon als Leibmedicus und in Paris auf dem Place Vendome wohnend, von wo aus er vor das Haus Le Busse's fuhr und als Medizinalrath um Virginiens Hand bat. —

Unter solchen hoffnungsvollen Plänen wurde er aber nicht gewahr, daß ein Blutegel nach dem andern abfiel, bis ihn sein „Schwiegervater in spe“ darauf aufmerksam machte.

Virginie hatte sich mit verweinten Augen in ein neben der Wohnstube gelegenes Zimmerchen begeben und sagte zu sich im tiefsten Schmerze: „Ach, er stirbt! und sein Name war mir so theuer wie der Name eines Bruders! Nichts wünschte ich, als daß Robert käme und seinem Jugendfreunde und hohen Wohlthäter noch den letzten Liebesdienst erweisen könnte.“

Endlich wurde dem jungen Mädchen zu enge und unheimlich in ihrem kleinen Gemache und sie trat hinaus vor die Thür. In diesem Augenblicke kam ein hübscher Lencier

offizier mit Sturmeselle die Landstraße heraufgesprengt und parirte sein Roß vor der traurigen Virginie, welche ihr Gesicht mit einem Taschentuche verhüllt hatte.

„Warum so betrübt mein Kind?“ rief der Offizier. „Kannst Du mir etwa sagen, in welches Haus man den verunglückten Herzog von Orleans brachte und was er macht?“

„Der Prinz befindet sich hier in meinem elterlichen Hause,“ erwiderte Virginie, „ich hege jedoch wenig Hoffnung für seine Rettung. Wolte der Himmel, ich täuschte mich!“

Der junge Offizier war erstaunt, als er die schönen, lieblichen Züge des jungen Mädchens erblickte, deren herrliche Formen überdem seine Augen fesselten, dankte freundlich, sprang vom Pferde, übergab es einem der anwesenden Soldaten, und bat Virginie, ihn in das Zimmer, wo der Herzog liege, hinzuführen.

Auf diesem kurzen Wege sagte der Offizier mit einnehmender Stimme: „Wie heißt Du, liebes Mädchen?“

Schamroth entgegnete sie: „Virginie!“

„Meine Pflicht mahnt mich zur größten Eile, engelliebes Mädchen!“ fuhr der Offizier fort, „und ich wollte Dich bloß bitten, mich nicht zu vergessen.“

Virginie erröthete über und über, schlug die Augen nieder und kispelte kaum hörbar: „Ich glaube selbst, ich werde Sie nicht vergessen.“ —

Kennt Ihr das ängstliche Zittern eines Herzens, welches noch nie geliebt? Kennt Ihr den geheimen Zauber, welcher die Seele der Jungfrau durchzuckt, welche schon längst etwas Geliebtes vor sich in ihren Träumen sah, aber nie im Leben erblicken konnte, und deren erste Liebe im Leben nun beginnt? —

Schöne, wunderbare Zeit, von der die Dichter sagen, du seist die erste Liebe! hier warst du erwacht. Du schöne Zeit, die uns, wenn der Winter des Lebens herannahet, wenn das Leben monoton und traurig erscheint, wenn es abgenutzt und verdorben, vom Alter zerbrochen, vom Schicksal verhärtet, mit rosigem Schimmer und mit blauen Weilschäugeln noch aus der Erinnerung auftaucht, uns mit einem unschuldigen Kinderlächeln anblickt und uns noch Maienlüfte, Vergifmeinichtränze und ein Stück klaren Himmels in den kalten frostigen Winter des erstarrten Herzens zaubert! Schöne, göttliche Zeit der ersten Liebe!

Aber was heißt denn eigentlich erste Liebe?

Sie ist die Bezeichnung einer bestimmten Form von Liebe, die nur unter gewissen Bedingungen erscheint; sie unterscheidet sich von jener andern Liebe dadurch, daß sie nur Idee ist und nicht durch Situationen ihren besonderen Charakter erhält. Sie lebt nur von Idealen und kennt kein äußeres Leben. Der schwäbische Dichter G. Schwab malt sie mit den zartesten Farben:

„O Hoffnung, nicht Verlangen!“

„O Sehnsucht, nicht Begier!“

Ein Beben und ein Bangen,

Schau vor der Himmelsthür.“

In der seligen Episode der ersten Liebe liebt man eigentlich nur die Liebe und die geliebte Person ist uns die verkörperte Liebe.

## V.

Der französische Offizier trat in das Wohnzimmer Le Busse's und näherte sich mit leisen Schritten dem Lager des Herzogs von Orleans. Auf einem Stuhle, neben dem Lager, lag die mit Blut überzogene Uniform des Kronprinzen und erinnerte an die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes. —

Der Offizier sprach still in sich hinein: „Er, der als Held dem mörderischen Gefechte vor der Citadelle Antwerpens 1832 beiwohnte und den ärgsten Kugelregen nicht scheute, sollte durch einen Zufall in der Mitte des ruhigsten Bürgerlebens und in seiner schönsten Blüthe sein Leben enden müssen? Er, den der Panzer der Vorsehung inmitten von tausenden Geschossen schützte, sollte auf diese Weise sterben? — Wer kennt nicht in der französischen Armee des Prinzen hohe Bravour vor Antwerpen? War der Platz nicht ein Vulkan? Waren nicht die Nächte besonders schrecklich, und nichts vermag eine Vorstellung von jener Stille zu geben, welche mitten unter dem furchtbarsten Donnergetöse herrschte. Durch die Reihen hindurch, in welchen ich mit demselben kämpfte, liefen die Tragbahren und führten die verstümmelten, wunden Körper und Leichname mit sich, und oft reichten die Krankwärter nicht aus, alle Verwundeten wegzuschaffen. Dabei kein Schrei, keine Klage, kein Zeichen der Muthlosigkeit. Unerhörte Anstrengungen zeichneten diese merkwürdige Belagerung aus, welche von den ältesten Offizieren zu den außerordentlichsten der neueren Zeit gerechnet wird. Ueberall war der Herzog von Orleans gegenwärtig, befeuerte die Artilleristen und stieg oftmals auf die Brustwehren, um die Zielung zu bemessen, und er war es, der durch sein eigenes Beispiel eines muthigen Kriegers den Muth der Armee elektrisirte und anfeuerte, weshalb auch Alles wie mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts ging. Die heißen Feuerflügel der französischen Batterien spien ihre Ladungen aus, ohne daß man mitunter einer Lunte bedurfte, denn kaum war das Zündloch offen, so ging der Schuß los. Der Rauch bildete eine noch schwärzere Nacht in dieser schon an sich dichten Finsterniß, und durch diese hindurch flogen die feuerigen Ballen. Brach dann der Morgen an, so beleuchtete er die Scenen des Gemegels. Welche Blutlachen um unsere Geschütze! Wie viele umherliegende Glieder, welche den Lazarethwägen während der Nacht entgangen! Und dennoch am Morgen, inmitten dieser Schlachtfstätte, lautes Gelächter und lustige Lieder! — Hier, unter einem Bomben- und Kugelhagel, verdienstest Du Dir, mein braver Prinz, Deine Sporen! Hier bewiesest Du den Muth, die Kaltblütigkeit und militärischen Talente eines alten im Feuer von hundert Schlachten erprobten Generals, und zwar als 22jähriger Jüngling! Hier setztest Du für den Namen und den Ruf Deines Landes Leben, Jugend, Zukunft und Dein Glück auf's Spiel! — Später fuhr die Kugel des wilden, arabischen Beduinen, welche rachevoll nach Dir abgezielt wurde, zischend bei Dir vorbei und schonte ein Leben, das noch zu Höherem bestimmt war, auf dem die Hoffnung eines Volkes, — ja eines ganzen Welttheils ruhte! — Und hier liegst Du nun, unglücklicher Prinz, niedergeschmettert durch ein Unglück, welches Niemand, selbst in seinen Träumen nicht, für möglich halten konnte!“ —

Noch immer lag der Prinz bewusstlos und mit halbgeöffneten Augen da. Der Offizier hatte sich einigermaßen gefaßt und fragte den Dorfarzt:

„Ist die Kopfwunde des Prinzen gefährlich und hofft Ihr dessen Rettung?“

Der Medicus Venarius zog ein gelehrtes Gesicht, fühlte eine Ewigkeit den Puls des Prinzen und sagte dann: „Mein Herr! die Arteria frontis capillis humani ist nicht verletzt und so gesund wie ein Wasserquell der Sevennen. Die Erschütterung des Sturzes scheint mir das Gehirn ein wenig zerrüttet und zerstört zu haben, doch es wird sich schon mit Gottes und unserer Hülfe geben.“ Dies sagte der gute Mann mit wohlgefälligem Selbstvertrauen; es war dies eine Parodie zum Doctor Calmus im „Lichtenstein“, welcher sechs Wochen an einer Hundspfote kurirte, bis er den ganzen Hund glücklich in die Ewigkeit beförderte, wofür ihn der Herzog Ulrich von Württemberg vier Stock hoch durch das Licht einer Wendeltreppe hinabspazieren ließ. — —

„Der Fall scheint mir aber gefährlicher Art zu sein“ — bemerkte der Offizier — „und ich setze allein nur auf Gottes Hülfe mein Vertrauen.“

Darauf kehrte er dem Doctor den Rücken und verließ mit schnellen Schritten das

Zimmer, um der königlichen Familie entgegenzueilen und Bericht von dem Zustande des Patienten zu erstatten. Er warf sich auf sein Pferd und ritt so schnell, daß das brave Thier beinahe unter ihm zusammenstürzte. Bald erblickte er die Wagen der königlichen Familie, welche im Fluge nahten.

Welche Gefühle durchzuckten alle königlichen Familienglieder, wie pochten ihre Herzen in Todesangst, als sie den abgeordneten Offizier nahen sahen und aus seinem Munde die tod- oder lebenskündenden Worte vernehmen sollten. Die Königin hielt sich an ihren, in allen möglichen Lagen des Lebens Standhaftigkeit und männliche Resignation beweisenden, königlichen Gemal. Die Prinzessinnen hatten sich umschlungen, sich selbst nicht den Muth der Ertragung einer etwaigen Todesnachricht zutrauend.

Da rief der Offizier: „Majestät, der Kronprinz lebt noch, aber er ist bewusstlos — seine Lage scheint gefährlich zu sein . . .“

„Postillon, fort, was die Pferde laufen können!“ — rief, im Tone der verzweiflungsvollsten Angst und eines von den tiefsten Schmerzen ergriffenen Mutterherzens, die Königin.

Die Prinzessinnen weinten und schluchzten im Gefühle der mitleidigsten und von den unfählichsten Schmerzen begleiteten Geschwisterliebe.

Die Vorsehung hatte gewollt, daß die Gemalin des verunglückten Herzogs, Prinzessin Helena, nicht bei diesem für sie vielleicht nicht zu ertragenden Unglücke gegenwärtig sein sollte, denn sie war in den Bädern von Plombières. Ihr noch nicht ganz vierjähriger Sohn, der Graf von Paris, war gerade mit seinem jüngeren Brüderchen auf dem Schlosse von Eu, um dort die Seebäder zu gebrauchen.

Nur Louis Philipp, dieser große Fürst, war resignirt, tröstete seine Umgebung und sagte zum Postillon: „Fahre behutsam, damit nicht noch auf das unendlichste Unglück ein zweites folge!“ — und sich an den Offizier wendend, fragte der König: „Hat der Prinz schon ärztliche Hilfe?“

„Ja Sire, wenn man es so nennen kann, ein . . .“

Da kam der Dr. Pasquier, Sohn, erster Wundarzt des Kronprinzen, mit furchtbarer Schnelle angefahren, hörte was gesprochen wurde, sprang aus dem Wagen, bemächtigte sich eines der Pferde der königlichen Dienerschaft und verschwand in einem Augenblicke den Augen der königlichen Familie. Der Offizier folgte ihm sogleich, um ihm das Haus anzugeben, wo der Herzog hingbracht war.

Bald darauf traf auch die königliche Familie in Sablonville ein und erblickte vor dem Hause des Spezereikrämers Le Busse die Equipage des Herzogs, wodurch deren Gefühle aufs Schmerzlichste getroffen wurden.

## VI.

Wir erlauben uns, den Leser in die schlichte bürgerliche Wohnung des verarmten Spezereikrämers Le Busse einzuführen, in welche wir bald die königliche Familie eintreten sehen werden.

Im Unglücke vergißt jeder Mensch gern alle äußeren glänzenden Verhältnisse und strebt nur nach gleichen Regungen der Seele — nach Sympathie. Der Stolz und der Hochmuth steigen von ihren schwindelnden Höhen herab in das Thal der Einsicht und die von ihnen Befesselten fühlen, daß sie nur Sterbliche, nur arme Menschen sind.

Virginie hatte sich nach der Entfernung des Offiziers in ihr Seitenzimmerchen zurückgezogen und hörte von hier das abgebrochene Gestöhn des Verwundeten. Neben den Schmerzen des Mitleids für den Kronprinzen regte sich jetzt noch eine Art poetischer

Trauer um den Offizier, den sie vielleicht nimmermehr zu sehen bekommen sollte. — Ihr Familienunglück kam ihr jetzt zum Erstenmale schwer und drückend vor, denn warum war nur gerade sie aus der Weltstadt, wo sie geboren, verbannt? Warum sahen alle ihre Jugendfreundinnen aus palastähnlichen Häusern auf das Gewühl der weltcharakteristischen Straßen herab und suchten mit heiteren Augen den Geliebten, ihm den Morgengruß zuzurufen? — „Ja — sagte sie — das ist der Fluch der Armuth, daß sie selbst die Herzen zerreißt, die treu für einander schlagen würden, und unbarmherzig den Armen an die Scholle fesselt, auf welcher die dürftige Hütte steht!“

Das kleine Haus und ein geringer Vorrath von Spezereiwaaeren war allerdings das ganze Vermögen der Familie Le Busie. Bedingt aber das äußere Vermögen allein die Größe des Glückes? — Le Busie war seit einiger Zeit ruhiger geworden, hatte sich über den Verlust seines Vermögens getröstet und war mit seinem Schicksale zufrieden, indem er jetzt sein größtes Glück in das Heranwachsen und Gedeihen seiner zwei guten Kinder, sowohl in physischer als moralischer Beziehung, setzte.

Wie man in das niedere Wohnzimmer trat, entdeckte man sogleich, daß hier von großem Wohlhaben keine Rede sein könne, jedoch der Sinn für Reinlichkeit und Ordnung zeigte sich überall. Die Reliefs des Kamins glänzten wie Gold und die messingenen Wagen des Dorfkrämers, welche an der Wand hingen, hätte man statt eines Spiegels brauchen können. Dicht beim Eingang in das Zimmer stand ein kleiner Schrank mit Flaschen verschiedener Größe besetzt, welche zu seinem Handel gehörten. An den Seiten der Wände zog sich ein hölzernes Regal hin, auf welchem verschiedene Hausgeräthe, Bücher und Porzellangeschirre ruhten und über einem Canapee sah man ein altes, langes Gewehr hängen.

Virginie, welche in ihren Gedanken Alles um sich herum vergessen hatte, hörte auf einmal im anstoßenden Wohnzimmer ein stärkeres Geräusch, Fußtritte von mehreren Personen, und Schluchzen und lautes Weinen. Ihre Neugier nicht mehr länger unterdrücken könnend, sah sie durch die angelehnte Thür in das Wohnzimmer und erblickte außer der königlichen Familie auch noch den feurigen Blick jenes jungen Offiziers, der ihr Köpfchen bereits ganz verwirrt hatte. Derselbe war eine kurze Zeit früher als die königliche Familie mit dem Dr. Pasquier eingetroffen und still und geräuschlos in Le Busie's Zimmer eingetreten. Als die königliche Familie eintrat, lag der Herzog von Orleans, bis über die Brust entblößt und beinahe kein Lebenszeichen mehr von sich gebend, auf dem Bette. Man denke sich diesen Anblick! — Die königlichen Damen stürzten schluchzend an dem Bette des Verwundeten nieder.

Der König faßte sich zuerst und wendete sich fragend an den Doctor Pasquier. Dieser erklärte sogleich die Verletzung für höchst bedenklich und gefährlich und bemerkte noch, er befürchte eine Ergießung in das Hirn.

Leider führten auch alle Anzeichen darauf, diese Befürchtung sei gegründet, denn mit jeder Minute wurde der Zustand des hohen Patienten gefahrdrohender. Einige verworrene deutsche Worte, die er ausstieß, ließen einmal die Hoffnung auftauchen, er werde zur Besinnung kommen, doch nur zu bald verschwand auch dieser schwache Schimmer. Die eben in den Tuilerien versammelten Minister wurden nach Sablonville berufen. Das Haus Le Busie's wurde mit Schildwachen umgeben und eine Ruhe trat wieder im Zimmer ein, welche nur durch das Schluchzen der Damen von Orleans unterbrochen wurde.

Der junge Offizier hatte Virginie im Nebenzimmer erblickt und das Uebermaß des Elends, so wie ein anderes wärmeres Gefühl trieb ihn zu ihr hin. Als er eintrat, sagte er: „Ich bin erfreut, Dich wieder zu sehen, mein Kind. Aber weßhalb bist Du so betrübt, — was geht Dich der Kronprinz an?“

Mit einem Anstande, den der Offizier nicht bei dem schüchternen Dorf mädchen gesucht hätte, richtete sie sich vor ihm auf, sah ihn ernst mit ihren blauen Augen an und sagte: „Auch ich habe alle Ursache, traurig zu sein und das Unglück des Kronprinzen nicht nur, sondern des großen Menschenfreundes und Wohlthäters der Unglücklichen zu beweinen. Trauen Sie mir kein so kaltes Herz für mein Vaterland — welches ich als mein Höchstes liebe und dessen Ehre mir so theuer, wie die meinige ist — zu, daß ich nicht das Unglück oder aber den Verlust eines solchen Prinzen betrauern sollte, auf dem so schön und mit Recht des Landes Hoffnung ruht und der der Nation als ein Vorbild schöner und großer Eigenschaften voranleuchten konnte. Ist ein Prinz eines Thrones würdig, so ist Er es! Soll ich nicht trauern über sein Unglück, über ihn, der schon als Knabe die Achtung und Liebe aller seiner Mitschüler genoß? Ihn fand man immer zu allen freundlichen Handreichungen geneigt! Sein edelmüthiges Herz sprang stets den Schwachen und Bedürftigen bei! Er gab sich immer die sinnreichste Mühe, die schwersten Fehler im mildesten Lichte zu beurtheilen, war nie ein Liebloser Richter, sondern hatte vor allen anderen Menschen nichts voraus als die glänzenden Eigenschaften, womit ihn der Himmel selbst ausgestattet! — Und ihn, den großen Wohlthäter der Menschen und auch meiner Familie sollte ich nicht beweinen? Wahrlich, dann trüge ich zur Schande Frankreichs das unedelste Herz in meinem Busen!“

Der Graf von Latour — so hieß der junge Lancier-Offizier — hatte verwundert Virginien zugehört und wollte voll Wärme ihre Hand ergreifen. Sie wehrte ihn aber mit den Worten ab: „Derjenige müßte ein schlechter Franzose und kein Vaterlandsfreund sein, welcher nicht dieses Mannes Tugenden, seine Tapferkeit, Ehrbarkeit, seine Menschenliebe und die vortrefflichen Eigenschaften seiner Seele, wovon er in seinem kurzen, aber trefflich ausgefüllten Leben viele unwidersprechlichen Proben ablegte, bestreiten und nicht anerkennen wollte. Neiget Euch, Mißgünstige! — fuhr das junge Mädchen enthusiastisch fort — und vergeßet nicht, was man der Wahrheit schuldig ist! — Sollte er sterben, so trifft uns der Schlag fürchterlich, denn er träre jene neue Generation, welche alle Hoffnungen auf ihn setzte, zu der er selbst gehört, die er wunderbar richtig versteht und von ihr verstanden wird. Er ist das Unterpfand des künftigen Glückes der Franzosen und immer und überall hätte Frankreich ihn mit Stolz Freunden und Feinden zeigen können.“

Der Graf von Latour hatte das junge Mädchen unrichtig beurtheilt und entschuldigte sich deshalb kaum selbst. — Er war ja auch einer der größten Anhänger des Herzogs und dessen Freund von Jugend auf.

Man sagt, Erfahrung macht klug und Erfahrung sei stets die gangbarste Münze der Welt. — Deshalb hüte man sich, einen Menschen bloß auf äußere Verhältnisse hin augenblicklich beurtheilen zu wollen. Die Selbstkenntniß ist zwar die schwerste, aber die Kenntniß Anderer bedingt jene und ist darum nicht so leicht wie man glaubt. Den Mann, welchen die Erfahrung und die Welt gebildet hat, erkennt man bald, denn er ist vorsichtig in seinen Worten und Handlungen und consequent in seinen auf erprobte Logik gegründeten Grundsätzen. Vermöge seiner Beweglichkeit nähert er sich leicht den Menschen und bleibt dennoch stets vermöge seiner Vorsicht weit von denselben entfernt, obgleich diese es nicht einmal fühlen und im Schooße seiner Freundschaft zu ruhen glauben. Dieses große Geheimniß „der Kunst des Weltlebens“ liegt aber darin, daß derjenige, welcher in geistiger Beziehung über einem Andern steht, herabsteigt von den Höhen des Wissens, sich sogar unter den Schwächeren stellt und sich von diesem belehren läßt.

Der Graf von Latour sah in Virginie nicht mehr das gewöhnliche Landmädchen und wählte den geraden Weg der Aufrichtigkeit, denn das junge Mädchen hatte in Vereinigung ihrer natürlichen Einfachheit, ferne von dem äußern städtischen Gepränge, durch

ihre Herzensschöne noch mehr in seiner Achtung und Liebe gewonnen. Er bot ihr die Hand, sie aber blieb regungslos. Da sagte er: „Verzeihen Sie mir, gute Virginie, ich wollte mich nur von Ihnen wahrhaft edlen und echt patriotischen Gesinnungen, wodurch Sie noch mehr in meinen Augen gewannen, überzeugen. Ich selbst bin nicht nur ein treuer Anhänger der Orleans, sondern auch ein Jugendfreund des Kronprinzen und werde es bleiben, bis er die Augen schließt.“

Bei diesen Worten zog er ein prächtiges Etui hervor auf dem der Name „Orleans“ mit goldenen Schriftzeichen stand, und die Vornamen „Ferdinand — Philipp — Louis — Henri — Joseph“ umzogen diesen in Form eines Lorbeerkränzes. Im ersten Augenblicke hielt man dieselben nicht für Schriftzeichen, wenn man nicht besonders darauf aufmerksam gemacht wurde. Auf der Rückseite stand Minerva mit ihren geheiligten Symbolen: dem Hahne, Sinnbild des frühwachen Kunstfleißes, — der Eule, Sinnbild nächtlicher Studien und der Scharfsichtigkeit, — und ein Delbaum aus den Schriftzeichen des Namens „Herzog von Chartres“ zusammengesetzt, welcher das Ganze überschattete.

Als Virginie dieses Zeichen der Wahrheit sah, strahlte ein freudiger Blick aus ihren seelenvollen Augen, und sie sagte: „Ich erkenne daraus, daß Sie der Freund des Jugendfreundes meines Bruders, des Herzogs von Orleans, sind. D wäre in diesem Augenblicke mein Bruder Robert, auf dem die Hoffnung und die Stütze meines Vaters im Alter beruht, hier, so würden Sie noch mehr erkennen, welche gerechte Ursache wir haben, dem Kronprinzen ewig dankbar zu sein. Die Hoffnungen meines vom Unglück hart geprägten Vaters haben wir nur ihm zu danken. Sie kennen, mein Herr, die Welt besser als ich und werden wissen, was eine arme unglückliche Waise für Hindernisse auf dem Lebenswege zu überwinden hat, und es ist meinem Herzen ein Bedürfnis Ihnen ein Geheimniß unserer Familie mitzutheilen, das den Charakter des Herzogs von Orleans in's hellste Licht stellt. — Als nämlich der junge Herzog von Chartres in dem Collegium Heinrich IV. war, um dort nach den Grundsätzen seines erfahrenen und menschenkenntnißreichen, fürstlichen Vaters die Vortheile einer gemeinsamen Bildung mit schlichten Bürgersöhnen zu genießen, befand sich mein Bruder Robert stets mit ihm in demselben Kurse. Unsere Umstände . . . .“

Der junge Graf von Latour fiel ihr bei der letzten Bemerkung augenblicklich in die Rede: „Ihr Bruder? — so muß ich ihn kennen, denn auch ich befand mich im Collegium Heinrich IV. und zwar stets mit dem Herzog in gleichem Kurse. Doch . . . .“

Aber auch er wurde durch ein neues Geräusch im Wohnzimmer, das auf die Ankunft mehrerer Glieder der königlichen Familie schließen ließ, unterbrochen, und nur widerstrebend riß er sich, nachdem er noch heftig die Hand Virginiens gedrückt hatte, los und eilte hinein.

Der König hatte, da es fortwährend mit dem Herzoge schlimmer wurde, auch die Herzogin von Nemours herbeirufen lassen, die indessen auf den Wunsch Sr. Majestät in Neuilly zurückgeblieben war.

Auch Virginie blickte durch die Thürspalte in's Hauptzimmer und sah hier die Gruppe der höchsten und glänzendsten Personen Frankreichs versammelt, zugleich aber auch das namenloseste Elend, denn keine Feder vermag den herzzerreißenden Anblick zu schildern, welchen das Krankenzimmer darbot, als die Herzogin eintrat. Die Königin und die Prinzessinnen kniend vor dem Sterbebette, weinend und betend über dem geliebten Haupte; — die Prinzen schluchzend, in Schmerz beinahe aufgelöst; — der alte, greise König, der Vater, seelenstark und standhaft in ihrer Mitte, wie der Hauptmast eines Schiffes stehend, die Augen auf das farblose Gesicht des sterbenden Sohnes geheftet.

Währenddem wurde der Zubrang draußen immer größer. Der Pfarrer von Neuilly wurde herbeigerufen, sein Küster folgte ihm.

Dicht hinter diesen sah man einen jungen, fremden Mann mit sonnenverbranntem Gesicht, in einem Reisehabit, den man gar nicht zum Eintritt berechtigt hielt, eintreten. Seine staunenden Augen durchsuchten forschend das Zimmer, als aber sein Blick auf den unglücklichen Prinzen fiel, stahl sich eine Thräne aus seinen Augen und tief erschüttert verbarg er sein Gesicht in sein Taschentuch.

Virginie hatte den Fremden bemerkt und glaubte ihren Bruder Robert zu erkennen. Aber der Anstand erlaubte es ihr nicht, sich unter die hohen Personen zu drängen und sich ihm zu nähern. Der alte Le Busie war aber zu sehr beschäftigt, als daß er alle Anwesenden genau beachtet hätte, um so mehr, da die heilige Handlung des Pfarrers seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Durch die Wirkung der angewandten ärztlichen Mittel verlängerte sich der Todeskampf des Herzogs und endlich, als man gar nichts mehr hoffte, schlug er zum erstenmale die Augen auf.

Da drängte sich der Fremde zu dem Bette des hohen Kranken und rief, auf seine Knie niederstürzend: „Mein Freund, mein Wohlthäter! Beförderer und Urheber meines Glückes! Gott erhalte Dich dem Vaterlande, den hohen Deinigen und mir, damit auch ich noch Dir auf den Stufen Deines Thrones den Zoll des Dankes niederlegen kann!“

Als der alte Le Busie diese Worte hörte, setzte er die von Thränen getränkte Brille auf die Stirn, suchte die Gesichtszüge des Fremden und rief: „Das ist ja mein längst erwarteter Sohn, mein Robert!“ und auf ihn zudringend und ihn umarmend, sagte er, auf den Herzog deutend: „Da liegt Dein Jugendfreund, Dein großer Wohlthäter, er, der das Fundament zu Deinem Glücke legte, ohne Jemanden etwas davon zu sagen. Hier, an seinem Lager, ist es unsere Pflicht, wenn der Allmächtige dieses theure Haupt zu sich rufen sollte, noch vor seinem Hinscheiden einen Charakterzug der Welt zu offenbaren, der als der edelste in seiner Lebensgeschichte ewig fortleben wird.“

Die königliche Familie gewährte dem alten, treuherzigen Bürger das Wort und dieser sprach weiter: „Ich glaube, mein Sohn wird es besser erzählen als ich. Sprich, Robert!“

Mit tiefer Bewegung begann dieser: „Als der Herzog und ich zusammen im vierten Kurse im Collegium standen, machte ich ihm einige Male die Plätze streitig. An einem Preisbewerbungstage aber, als ich sah, daß ich nicht mehr Meister über ihn werden konnte, sagte ich zu ihm mit Thränen im Auge: Orleans, fortan werde ich Dich nicht mehr hindern, der Erste zu werden.“

„Warum, mein Freund? — frug er — wir kämpfen ja gewöhnlich mit gleich starken Waffen und Sieger oder besieg, bist Du dennoch mir ein guter Kamerad, den ich von ganzer Seele liebe!“

Alle im Zimmer Befindlichen weinten heftiger bei diesen Worten und der Enthüllung dieses schönen Zuges.

„Und ich liebe Dich auch, Orleans, — sagte ich zu ihm — und ich fühle mich so glücklich hier, aber ich werde austreten. Mein guter Vater vermochte bisher in seiner Armuth meine Pension nur dadurch zu bezahlen, daß er sich die härtesten Entbehrungen auferlegte; jetzt reichen aber auch diese Entbehrungen nicht mehr hin, und — ich werde meine Studien nicht vollenden können.“

Ich weinte damals bitterlich. Der Prinz faßte meine Hände mit Innigkeit und sagte: „Du wirst sie vollenden, mein theurer Robert. Das Taschengeld, welches man mir zu meinem Vergnügen gibt, wird hinreichen, Deine Pension zu bezahlen. Wie könnte ich dasselbe wohl besser anwenden, als indem ich einen braven Kameraden behalte, dessen Anstrengungen ich meine Erfolge verdanke? — Du sollst hier bleiben, mein Freund! und wenn dazu ein besonderer Befehl des Königs nöthig wäre! Ich hoffe jedoch, es wird

genug sein, wenn Du mich mit Deinem Vater in Unterredung bringst, dann bleibt die Sache unter uns und es ist um so besser.“

„Ich blieb im Collegium.“ —

„Aber unvergeßlich bleibt mir der Augenblick — rief der alte Le Busse — als einmal eines Abends ein freundlicher, hübscher, junger Mann mit meinem Sohne in mein Zimmer trat, den mir dieser als den Herzog von Chartres vorstellte und . . . .“

Doctor Pasquier unterbrach ihn, ihm leise Etwas in's Ohr sagend, ihn wahrscheinlich um Ruhe bittend.

Das Leben des Kronprinzen trat zurück, aber langsam und nicht ohne anzukämpfen gegen die Vernichtung. Einmal schien der Athem frei, und vor Freude und Hoffnung umarmte ihn der König. Er schlug ein Auge auf, das spähend umherblickte, aber plötzlich wieder zufiel; dann öffnete er den Mund und rief mit wehmüthiger, herzzerreißender Stimme: „Helena! — theure Gemahlin! — mein Sohn! — o mein Frankreich! . . . .“ er konnte wohl nicht mehr sprechen, denn dies waren seine letzten Worte auf dieser Erde. Bald darauf gab er unter den Segnungen der Kirche seine Seele Gott. Er starb in den Armen des Königs, seines Vaters, der seine Lippen auf die Stirn des sterbenden Sohnes drückte, unter den Thränen der unglücklichen Mutter und unter dem Jammer seiner ganzen Familie.

Selbst die ehrwürdigen Häupter der alten Marschälle Gerard und Soult beugten sich und ihre Augen waren voll Thränen.

„D wäre ich's!“ rief der König und rang nach Fassung.

Die Königin brachte nur die Worte hervor: „Welches schreckliche Unglück für Frankreich! — — —“ und ihr Schluchzen ersticke die anderen Worte, welche in unvernehmlichen Lauten der Brust entquollen.

Sobald der Prinz ausgeathmet hatte, führte der König seine Gemahlin in das Seitenzimmer, wohin die Minister und Marschälle sich zurückgezogen hatten. Als der König den Marshall Gerard in Thränen zerfließen sah, faßte er seine Hand, preßte sie mit dem unaussprechlichen Ausdruck väterlichen Schmerzes und hochherziger Ergebung und sagte seufzend: „Das ist meine letzte grausame Prüfung!“

Du hart geprüfter, großer Mann, hättest du den Schleier vor einigen Jahren läften können! —

Der Marshall konnte vor Schluchzen nicht antworten.

Jetzt wurde die leblose Hülle des Kronprinzen auf eine Tragbahre gelegt und mit einem weißen Tuche bedeckt. Die Königin aber weigerte sich, ihren Wagen zu besteigen und erklärte: sie werde den Leichnam ihres Sohnes bis in die Kapelle des Schlosses von Neuilly begleiten, wo derselbe nach ihrem Willen zur Schau gestellt werden sollte. Es wurde deshalb in Eile eine Compagnie des 17. leichten Infanterie-Regiments beordert, um auf dem Wege nach Neuilly Spaliere zu bilden.

Robert hatte sich unterdessen mit seinem Vater und seiner Schwester in einem abgelegenen Zimmer vereinigt. Noch waren ihre Augen genäßt von den Schmerzens Thränen über das unglückliche Ende des Herzogs von Orleans, als schon wieder Freudenthränen über das glückliche Wiedersehen Aller Wangen benetzten.

So geht es im Leben des Menschen, bald Sonnenschein, bald Regen.

## VII.

Der traurige Zug mit der Leiche des Herzogs von Orleans bewegte sich vorwärts. Alle hatten das Haus verlassen und nur der Graf von Latour zögerte immer noch in der Hoffnung, Virginie zu Gesichte zu bekommen. Da erblickte er sie im Hintergrunde eines

Corridor, eilte stürmisch ihr entgegen, ergriff ihre Hand und preßte diese mit den Worten an seine Lippen, „Dieser Kuß sei das Siegel meiner ewigen Liebe und Treue. An dem Todtenbette des Herzogs von Orleans haben sich unsere Seelen gefunden, und so unvergeßlich mir sein Andenken bleibt, eben so unvergeßlich und heilig sollst Du mir und mein Schwur sein!“

Er eilte dem Zuge nach; es war fünf Uhr.

Jene Tapferen, welche einst dem Kronprinzen durch die eisernen Thore und auf die Höhen von Mazaya gefolgt waren, dienten ihm jetzt als Leichengeseite. Die Meisten weinten, alle aber erinnerten sich, mit welchem Zartsinn und Edelmut er die militärische Strenge zu mildern gewußt und in allen seinen Handlungen stets die Güte seines Herzens vorgeleuchtet habe.

Voran dem Zuge ging der Generallieutenant Athalin, dann kam die Bahre, getragen von vier Unteroffizieren und dahinter folgten zu Fuß: Der König, die Königin, die Prinzessin Adelaide, die Herzogin von Nemours, die Prinzessin Clementine, die Herzoge von Anmale und Montpensier, denen sich die Marschälle Soult und Gerard, die Minister, die Adjutanten und eine Menge Volks angeschlossen hatten. Der Zug bewegte sich über die alte Straße von Neuilly durch den Park in die Schloßkapelle.

Als man den Boulogner Wäldchen nahte, da graute es dem jungen, ritterlichen Grafen von Latour, denn unweit von hier war die unheilvolle Stelle, wo des Herzogs Unglück vorkam. Geisterhafte Furien sah er aus der Erde auftauchen, welche gierig nach des Menschen Leben haschten und sich mit demselben unbarmherzig und schonungslos in den schwarzen gähnenden Schlund der trauernden Erde stürzten. Auch um seine junge Liebe war ihm bange, eingedenk des unsichern Glückes und wechselvollen Loses der Menschen. Die alten Eichen waren ja die Wegweiser zu seinem heutigen Glück und auch zugleich zum größten Verluste seines Vaterlandes, zum Grabe so vieler Hoffnungen der Zukunft gewesen und manche glückliche und unheimliche Gedanken tauchten in ihm auf. Gleiche Gefinnungen schienen sehr viele im traurigen Zuge mit ihm zu theilen.

Auch im Hause Le Busie's sprach man sich in ähnlichen Sinne aus. Nachdem Robert die Merkwürdigkeiten seiner langen Reise, von den verschiedenen Menschenrassen, Gebräuchen und Sitten, die er gesehen, erzählt hatte, kam man wieder auf die königliche Familie zu sprechen und Virginie sagte: „Nie werde ich die hohe, würdige und ehrfürchtgebietende Greisengestalt des Königs, der so standhaft mitten unter seiner Familie stand, vergessen. Und dennoch hegen so viele im Volke für den großen Politiker und Diplomatiker Antipathien. Leider ist das Volk von Schlechtgestimmten und Tollhäuslern, welche ihre Meinungen und Absichten in der Schooß des Bürgerthums schleudern, irre geführt. Jeder Franzose trägt eine schwärmerische National- und Vaterlandsliebe in sich. Glaubt er diese verlegt — wenn gleich bloß aus falschen Verläumdungen und aus Mangel richtiger Kenntniß und Einsicht der großen Staatsmaschine — so kann er dergleichen nie vergeben und der unzerstörbarste und ewig wuchernde Argwohn herrscht in seinem Herzen. Nur der schwächsten Verührung, des kleinsten Zunders bedarf es, und die Flamme des Unwillens greift potenzirend um sich. O, ich begreife, es ist schwer, König in Frankreich zu sein!“

„Ich verstehe Dich, liebe Schwester — unterbrach sie Robert. — Nur Undank war des Königs Lohn für seine unübertrefflichen politischen Kenntnisse und Welterfahrungen, womit er dem Lande genügt und in diesem ewigen Wirrwarr eine dreizehnjährige künstliche Ruhe schaffte. Frankreich ist durch seine weise Führung wieder in seinem Innern von vielen Wunden erstarkt, an denen es noch vom Kaiserreich her blutete. Aber ich beneide ihn nicht um sein glänzendes Loos der König Frankreichs zu sein. Die ewige Unsicherheit seines Lebens, die Todesangst eines sechszehnfachen, menschenmörderischen

Angriffs nicht zu gedenken. Unter solchen Umständen ist es männlich und wahrhaft königlich, ein Werk, das man einmal angefangen und übernommen, auch standhaft bis an's Ende zu bringen."

Der alte Le Busie antwortete darauf: „Ich an des Königs Stelle hätte längst schon dem erfahrenen Kronprinzen die Krone übertragen und mich ruhig mit meiner Familie auf eins der Schlösser zurückgezogen."

„Das wollte er darum nicht — entgegnete Robert — weil er selbst noch fest und seelenstark am Ruder des Staates steht, und stets das Beste von seinen Einsichten hoffte. Wer die Sache der Menschheit vertheidigt, darf den Veruf dazu nicht erst darlegen. Dringt was er sagt und thut, aus seinem innersten Herzen, und fehlte selbst seinen Worten der rednerische Schmuck, seinen Thaten der äußere Glimmer, die Herzen der Besseren wird er dennoch erreichen. Auf das Wohl von Millionen einzuwirken ist eine hohe, schöne Aufgabe! und diese hatte sich der König gestellt, eine Wahrheit, an welche man nicht genug erinnern kann."

„Das menschliche Herz ist undankbar — erwiederte der alte Le Busie — und erinnert sich eher tausendmal an das Schlimme als an das Gute. Daß dies mancher Franzose nicht begreifen will, trotzdem er zu beurtheilen weiß, welchen Verrath er an seinem eigenem Vaterlande begeht, ist der traurigste Zustand unserer Zeit."

Einige Tage darauf hielt die alte Botenfrau von Sablonville mit ihrem hochbepackten Esel vor Le Busie's Hause. Zwei große Körbe hingen auf beiden Seiten des geduldigen Langohrs herab, der eine mit verschiedenen Effekten und Gegenständen angefüllt, welche sie aus Paris mitbrachte, während in dem andern die alte Frau selbst, mit einer Brille auf der spitzen Nase und ein Paket Briefe mustern, saß.

Nach wie ein Vogel kam Virginie aus dem Hause und frug: „Hat Sie einen Brief für mich aus Paris?"

Während die Alte immer noch gleichgiltig in ihrem Pakete fortsuchte, sagte sie: „Ein Lancieroffizier hat mir zwischen Paris und Neuilly einen Brief an Euch mitgegeben, Mademoiselle. Zuerst fragte er mich aus, wer ich sei, und ob ich auch Mademoiselle Virginie kenne? Als ich ihm dies versicherte, bat er, ich möge Euch diesen Brief unter vier Augen geben." Endlich hatte die Alte das verhängnißvolle Stückchen Papier gefunden und überreichte dasselbe an Virginie mit den Worten: „Hier ist er! — und setzte schelmisch lächelnd hinzu — den Brief möcht' ich auch wohl lesen, gewiß stehen hübsche Dinge darin; der Offizier, welcher ihn mir gab, war ein schöner, freundlicher und allerliebster Mann."

Zitternd vor Sehnsucht und Freude — denn dies war das erste Billet-doux, das sie je von einem Manne erhielt — und gemischt mit einem Gefühle der Scham und Scheu empfing Virginie den Brief und huschte, ohne der Alten zu antworten, in's Haus.

Es war ihr, als fürchtete sie sich vor sich selbst, denn sie wußte nicht, an welchen Ort sie sich zuerst hinbegeben sollte, um heimlich ihren Brief lesen zu können.

O seliges Geheimniß der Liebe! welches noch nicht die rauhe Hand der Welt, noch nicht die Zunge der Intrigue, das hohle Auge des Neides und der Falschheit berührte. Obwohl durch Berge und Thäler getrennt, ist der Geliebte dennoch, durch einige wenige Zeilen nahe, näher sogar als in der Gesellschaft, wo der Schall seiner Worte in ihr Ohr dringt, vielleicht die geliebte Hand sie berührt, sein Bild sich in ihren Augen spiegelt, wo aber so viele Andere als störende Zeugen beide umringen und beide gezwungen werden die laut aufwallenden Gefühle zu unterdrücken, damit das Decorum nicht darunter leide. An die geheime Sympathie der Liebe glaubend ist der Schreiber überzeugt, daß die Geliebte, auch ohne ihn zu sehen, eine Ahnung seiner Gegenwart habe.

In ihrem Zimmer angekommen, schloß sie sich ein, holte das süße Geheimniß aus ihrem Busen, küßte es und las:

„Geliebte meines Herzens! — durch eine höhere Fügung mußte ich Dich finden und wohl tausendmal gedachte ich seit meiner kurzen Entfernung Deiner; nur mein Dienst am Sarkophage des Herzogs von Orleans hält mich zurück, sonst käme ich selbst. Nimm hiermit die Versicherung meiner Treue und meinen Schwur, daß ich Alles aufbieten werde, um Dich bald mein Weib nennen zu können. Du bist mir um so theurer und heiliger, da ich Dich am Todtenbette des unglücklichen Prinzen, mit dessen Heimgang auch manche schöne Hoffnung mir zu Grabe getragen wurde, fand. Bald Dein Emil von Latour.“

Dort, wo der Herzog von Orleans starb, dort, wo er sein theures Leben in den Armen seines vielgeprüften Vaters und unter unendlichem Schmerz der besten der Mütter aushauchte, beschloß die Königin zum Andenken an dessen letzte Lebensstunde eine Kapelle zu erbauen, und dort wollte auch der junge Graf Emil von Latour mit Virginie Le Busse Hymens goldenes Band für die Ewigkeit schließen.



### Hahneschnabel und Türkensabel.

Eene Erzählung eener norddeutschen Köchin.



Gehe ick uf den Markt und koope laut Auftrag meiner Herrschaft eenen prachtvollen rothen Hahn und ihm zur Gesellschaft eene Henne, und det war eene Freude vor dem Sabbermenter, det er bei meiner Zuhausekunft gleich uf eene Kiste flog und wie een Trumpeter krähte. Darüber freute sich ooch mein Herr so, desß er mir in Gegenwart seiner Frau gleich packte, mir Duch, Haube und Schürze zerknidderte und sagte: „Vore, desß hast Du gut gemacht, die Henne is gerade so'n dralset Ding wie Du!“



„Na, wat fällt Ihnen denn in,“ sage ich, „lassen Sie mir zufrieden!“

Da sagt die Madame: „Dummes Geschöpf, wenn Dir mein Mann anfaßt, wirst Du nicht gleich anzwee gehn, hab Dir nich so!“

Da sage ich: „Abersch, Madame, Ihr Mann macht et mit alle Schürzen so, er wird noch mal anlosen!“

„Halts Maul, Mädchen, und rassionire nich!“ sagte sie.

Nun sagte er: „Hast Recht, Mutter!“ und gibt mir eenen Knuff.

Und des war gut.

Ein paar Dage druff kommt die Köchin von Geheimraths zu meine Madame und sagt: „Verkaufen Sie mich doch Ihre Henne, ich bezahle sie gut für eene rasche Hühnersuppe.“ Worauf meine Madame zu mir sagt: „Lore, greif mal die Henne!“ Da sage ich: „Det können Sie nich von mich verlangen, der Hahn is schlimm, und des is een anderes Verhältnis, als wenn mir Ihr Mann anpakt.“ Nun sagte sie: „Du bist een dummes Geschöpf,“ und ruft ihren Mann zu: „Willem, komm een mal raußer und greif die Henne, die Lore fercht sich.“ Der stürzt ooch gleich raußer und sagt zu mir: „Eenfältiges Ding, ich will Dich zeigen, wie man eene Henne faßt, ohne den Hahn um Erlaubniß zu fragen!“ und er pakt die Henne.

Kreizelement, wie det der Hahn sieht, fliegt er dem Herrn gerade in's Gesicht und pickt ihm uf die Nase, daß das helle Blut runter loft.

Na nu wird mein Herr wüthend, schlägt den Hahn todt und die Geheimraths-Köchin kriegt die Henne. Drei Löcher in der Nase hatte mein Herr. Ich sage zu ihm: „Sehn Se woll, so müßt et komen. Bei mir zu Hause heeßt es: „Hahmenschnabel und Türkensabel, sind jar viel kapabel.“



„Halts Maul,“ schreit er, „hol Dir der Teibel mit samint den Hahn!“ Und nun fängt er an die Nase zu pflastern mit Terpentin und Pfefferkuchen, ungesalzene Butter und Rosasalbe und mehr als sieben alte Weiber kuriren an den zerhackten Böthkolben herum.



Endlich wird die maltraitirte Nase so dick wie eene rothe Tafelbirne und wurde dann blau wie een bohmwollenes Schnuppduch. Da sagt die Frau zu ihm: „Hörmal, Willem, des wird schlimm, geh zum Gregorius.“ Er geht hin, und wie dieser die Nase sieht, schiddelt er mit dem Kopf und sagt: „Mein bester Nachbar, hätten Sie nich noch 48 Stunden warten können, dann wäre die Nase zum Teibel, und eene neue gemacht, so leicht wie een Stiebel.“



Dreizehn Wochen dauerte die Kur und die Nase wurde wieder hergestellt. Ich mußte außer Dienst, dachte aber bei mir: „Der Hahneschnabel hat den Sappermenter eene gute Lehre gegeben, er wird eenen bösen Hahn seine Henne nich mehr anfassen.“

### Bedeutender Unterschied.



Lotterist. Ihnen hat also geträumt, daß Sie Ihr Geliebter geküßt hat? Küßten  
hat Numero 37, wenn's Küßten gegen den Willen war; war's aber nicht gegen  
den Willen, so hat es Numero 73.  
Dienstmädchen. Na — — so schreibens halt Numero 73. —

### Strafe für einen schlechten Witz.



Herr. He, harmloser Landmann, gehen bei Euch in der Gegend alle Esel auf vier  
Füßen?

Bauer. Freili, mein lieber Herr, die auf zwa Füäß kimmten nur manirmal aus der Stadt auf Besuch zu uns!

### Letzter Entschluß.



Jäckli. I hab halt schon 's dritt' Jahr alleweil Augenweh und 's kann mir Niemand helfen. I thät den Herrn schon a gut's Trinkgeld gebe, wenn er mir helf thät.

Doktor. Mir scheint Ihr trinkt z'viel und darum werden eure Augen so schlecht. Und das Trinken müßt ihr aufgeben, sonst werdet ihr blind. Jetzt besinnt euch was ihr aufgeben wollt, 's Augenlicht oder die Flasche und dann kommt in acht Tagen und sagt mir's.



Doktor. No Jäckli, habt ihr euch besonnen?

Jäckli. Ja Herr Doktor.

Doktor. Nun?

Jäckli. I han mir's überlegt — g'sehn hätt i mir schon g'nug. Aber trunke no nit. —

### Leiden und Freuden eines Rekruten.



„Himmel Sakramenter! Kopf grad, Bauch zurück, Augen in die Höh!“



„Mein armer Seppel! I hab zugeschaut, wie Di der grimmige Coperal exercirt hat. Jetzt werd i Di a bissel exerciren und schau ob Du was gelernt hast.“

### Fromme Ergebung.



Also is der arme Klaus g'storbn, na tröst' si 's Fraul, sie is ja no jung, sie kriegt  
no Männer g'nug.

Wie's halt Gott's Wille is!

### Kleinlaut und entschlossen.



W a i s h ä n d l e r. — Recht schad, daß unser einer, der Geld hat, auch sterben muß,  
wie ein jeder anderer!

Fleischhauer. Freilich, aber 's ist noch kein' großen Mann besser gegangen. Moses ist am Heimweh gestorben, Karl der Große an Altersschwäche, Schiller am Kopfweh und Napoleon an der englischen Krankheit und uns werdens's halt auch keine extra Wurst braten.

Waißhändler. Das is recht fatal! Und die mit unserer Leich gehen, lachen noch über uns. Wann i nur selbst mit meiner Leich' gehen könnt', so wüßt i doch, daß wenigstens einer dabei ist, dem leid um mich wär'!

Fleischhauer. He G'vatter, dazu bin ich z'stolz, mich sollen's tragen daß ihnen die Fuß knacken. Für was zahlt man denn das Gesind! —

### Eine Partie auf den Kahlenberg mit den weltberühmten Grinzinger & Arabern, lauter Vollblut!

Morgens: Milchkarren-Gaul, — Mittags: Bettrenner mit und ohne Hindernisse &c.



„Mann, Mann, — Preiselberger, wo bist Du — komm geschwind —  
bei mir ist der Bauchgurt geplagt.“





Die Partie ist glücklich beendet.

**Sündliche Unschuld.**



Herr. Holde Wiesennympe, laß mich nur ein wenig den Duft Deiner Kräuter  
einathmen! —

Mä dchen. Warum denn nit — auf a Büschel Gras kummt's mi just a nit an,  
wann's gar so hungri sein!

### Gefahr des Strohfeuers.



A. Liebliche Kellnerin!, in Deiner Nähe lodert das jugendliche Feuer wieder in mir auf.  
B. Schau'n a Gnad'n nur, daß 's nit brennad werd'n.

### Ländliche Kuren.

Jeani hat durch vieles Lernen seiner Gesundheit geschadet, die Mama gibt ihn  
auf Anrathen des Arztes in den Ferien auf's Land, um dort täglich einige Stun-

den im Kuhstalle zuzubringen. — Mama überzeugt sich bald von dem Gelingen der Cur.



So geht es, wenn man älter wird.



Was soll ich thun? Nehm ich als Mann  
Den milden Ernst des Herbstes an,

So spricht man: „Ja, man merkt es gleich,  
Wenn Einer ist an Jahren reich!“  
Und tret ich auf naiv und keck,  
So heißt's: „Er ist ein alter Beck!“  
O Gott, man wird noch ganz verwirrt!  
So geht es, wenn man älter wird!



Ich bin jetzt sechs und zwanzig Jahr,  
Und meint Ihr älter? ist's nicht wahr!  
Doch ach! mein Herz, das böse Herz,  
Bleibt ewig jung und macht mir Schmerz.  
Ein solches Herz in dieser Brust  
Ist eine Qual und keine Lust;  
Ach, wie hat man mich sonst umschwirrt!  
So geht es, wenn man älter wird!

### Lektüre für Mädchen.

Water. Aber Mädel, du kennst ja alle Offiziere der ganzen Armee! Sage mir nur  
um alle Welt woher?



Tochter: Aus dem Militär-Schematismus, Papa.

Logischer Schluß.



Schneider: Bruder Maurer, wann wirst Du denn mit Deinem Malefiz = Trinken  
aufhören?

Maurer: Gerade wenn Du mit Deinen Liebshäften aufhörst.

Schneide Unglücklicher! Dann wirst Du ewig saufen!!!

### Wirksamkeit der Seebäder.



Herr. Lieber Herr Doktor, mein auffallendes Magerwerden macht mir bange. —

Doktor. Für Sie, lieber Freund, ist nur noch Einiges vom Gebrauche der Seebäder zu hoffen!

Madame. Lieber Herr Doktor, gibt es denn gar kein Mittel gegen mein Fettwerden?

Doktor. Für Sie, Madame, ist nur noch Einiges vom Gebrauche der Seebäder zu hoffen!



Das erste Seebad der Dame.



Das erste Seebad des Herrn.



Nach dem sechsten Seebade.



Nach dem sechsten Seebade.

# Bimmerherr.



Da werde ich mich sogleich melden müssen.

Hummer

### Bestimmte Erklärung.



Oesterreicher: Aber sag' mir nur, Steirer, an was liegt's denn, daß ihr so viele Kröpf' habt's. Liegt's am Wasser, oder an der Luft, oder liegen eure Kröpf' an dem, weil ihr euer Essen gar so fett schmalzen thut?

Steirer: D'Kröpf' sagst? — Die Kröpf' lieg'n ned an Wasser und ned an der Luft und a ned an fetten Schmalzen.

Oesterreicher: No, an was liegen's denn?

Steirer (zornig): An' Hals!! — —

Hummer

